



FELIX KARLINGER

Heilige Freigeweise
Heilige Feste

Umschlagentwurf:
Nikolai Dobrowolskij

*ANBETUNG DER HEILIGEN
DREIKÖNIGE*

Ms. CLM 23041

Bayerische Staatsbibliothek

RAABSER MÄRCHEN-REIHE

8

**Heilige Ereignisse —
Heilige Zeiten**

**Weihnachtserzählungen
aus der mündlichen Überlieferung**

**Von
FELIX KARLINGER**

Wien 1988

RAABSER MÄRCHEN-REIHE

Gegründet von Leopold Schmidt

Geleitet von Klaus Beitzl

Band 8

Heilige Ereignisse – Heilige Zeiten

Weihnachtserzählungen aus der mündlichen Überlieferung

Von Felix Karlinger

Bisher erschienen:

Band 1

Wunder über Wunder

Gesammelte Studien zur Volkserzählung

Herausgegeben von Leopold Schmidt

Band 2

Judastraditionen

Von Peter Dinzelbacher

Band 3

Die Darstellung von Kinderspielzeug und Kinderspiel in der griechischen Kunst

Von Regine Schmidt

Band 4

Europäische Volksliteratur

Festschrift für Felix Karlinger

Herausgegeben von Dieter Messner

Band 5

Kinder- und Jugendspiele aus Niederösterreich

Von Karl Haiding und Sophie Gaß

Band 6

Die Kuenringer in Sage und Legende

Von Margot Schindler

Band 7

Zauberschlaf und Entrückung

Zur Problematik des Motivs der Jenseitszeit in der Volkserzählung

Von Felix Karlinger

Wien 1988

Selbstverlag des Österreichischen Museums für Volkskunde

Heilige Ereignisse — Heilige Zeiten

**Weihnachtserzählungen
aus der mündlichen Überlieferung**

Von
FELIX KARLINGER

Wien 1988
Im Selbstverlag des österreichischen Museums für Volkskunde

Redaktion der Reihe: Dr. Klaus B e i t l

Verwaltung: Österreichisches Museum für Volkskunde
A-1080 Wien, Laudongasse 15 – 19

Alle Rechte vorbehalten

Über Vermittlung des Instituts für mittelalterliche Realienkunde (Krems) wurden die Abbildungen mit freundlicher Genehmigung der Österreichischen Nationalbibliothek (Wien) dem Codex 1198 und der Bayerischen Staatsbibliothek (München) den Handschriften CLM 23041 und CLM 23042 entnommen.

Satz: Ch. Weismayer, A-1080 Wien
Druck: Novographic, A-1238 Wien
Kommissionsverlag: Ferdinand Berger & Söhne Ges.m.b.H.
A-3580 Horn, Wiener Straße 21 – 23

ISBN 3-900359-41-5

INHALT

Einführung	7
I. Heilige Ereignisse	11
A. Die Empfängnis der hl. Anna	15
(1) Erzählung aus dem Spanischen	16
(2) Erzählung aus dem Rumänischen	18
(3) Erzählung aus dem Portugiesischen	21
(4) Erzählung aus dem Armenischen	24
B. Mariae Einführung in den Tempel	29
(5) Erzählung aus dem Bjelorussischen	30
(6) Erzählung aus dem Katalanischen	31
C. Mariae Verkündigung	35
(7) Erzählung aus dem Rumänischen	35
(8) Erzählung aus dem Bjelorussischen	38
(9) Erzählung aus dem Portugiesischen	41
D. Christi Geburt	47
(10) Erzählung aus dem Armenischen	47
(11) Erzählung aus dem Bjelorussischen	49
(12) Erzählung aus dem Rumänischen	51
E. Die Huldigung der Magier (Könige)	57
(13) Erzählung aus dem Arabischen	58
(14) Erzählung aus dem Spanischen	60
F. Die Flucht nach Ägypten	65
(15) Erzählung aus dem Rumänischen	66
(16) Erzählung aus dem Griechischen	67
(17) Erzählung aus Curaçao	68
(18) Erzählung aus dem Syrischen	72
(19) Erzählung aus dem Aromunischen	73
(20) Erzählung aus dem Spanischen	75
G. Das Bild der heiligen Maria – ein Exkurs	79
(21) Erzählung aus dem Rumänischen	79

II. Heilige Zeiten	85
(22) Erzählung aus Mexiko	88
(23) Erzählung aus Brasilien	92
(24) Erzählung aus Mallorca	98
(25) Erzählung aus Slowenien	100
(26) Erzählung aus Italien	100
(27) Erzählung aus dem Ladinischen	101
(28) Erzählung aus Schweden	103
Nachwort	109
Anmerkungen	111

EINFÜHRUNG

Die Offenbarung in Form des Wortes steht am Anfang der aus dem Osten (von den orientalischen monotheistischen Religionen) zu uns gekommenen Religionen. Und jedes Wort – sei es von Gott oder einem Propheten stammend – ist zuerst gesprochen und erst später niedergeschrieben worden. Das gilt im Rahmen des Christlichen sowohl für die kanonischen Texte wie für die Apokryphen. Freilich müssen wir davon ausgehen, daß die kanonischen Texte des Neuen Testaments früher mündlich berichtet und schriftlich niedergelegt worden sind als jene Textkomplexe, die wir als ‚apokryph‘ bezeichnen, die also als verborgen, untergeschoben, kirchlicherseits nicht anerkannt – und damit im weiteren Sinne unecht, falsch und verdächtig – gelten.

Aber auch die ältesten Apokryphen reichen bis in die erste Hälfte des 2. Jahrhunderts zurück, und sie lebten – wohl mündlich ebenso wie schriftlich – längere Zeit neben den als inspiriert geltenden Evangelien her, ja finden sich als erbauliche Schriften in den gleichen Textsammlungen. So enthält einer der ältesten Codices aus dem Bereich des Neuen Testaments – der berühmte „Codex Sinaiticus“ – nach den kanonischen Texten noch den Barnabas-Brief und den sogenannten „Hirten“ des Hermas.

Aus den schriftlich niedergelegten Apokryphen speisen sich die meisten mittelalterlichen Legenden, die sich auf das Leben Christi beziehen, und Sammlungen wie die „Legenda aurea“ des Jacobus de Varagine (13. Jahrhundert) haben zahlreiche Texte wieder zur literarischen Bearbeitung – bis herauf zu Selma Lagerlöf – weitervermittelt.

Es waren jedoch nicht nur die frühen mündlichen Erzählungen, von denen einzelne Berichte, wenn schon nicht auf Augenzeugen, so doch auf die Ohrenzeugen von Augenzeugen zurückgegangen sein können, sondern wir müssen als Quelle auch die verschiedenen Visionen und Gesichte berücksichtigen, die bis herauf zur stigmatisierten Nonne Anna Katharina Emmerick (1774 – 1824) und zu Therese von Konnersreuth reichen.

Dem Wort geht der Sinn voraus. Es geht nicht um eine philosophische Reflexion, sondern um eine Erfahrung des Geheimnisvollen im Weltzusammenhang. Der Sinnzusammenhang muß freilich mit Worten umschrieben werden, die an die Erfahrbarkeit gebunden sind. Das Wunderbare, das Übersinnliche, soll mit dem Wort eingefangen und umkleidet werden. Dabei läßt sich eine Diskrepanz nicht vermeiden: Das Unfaßbare kann nur in Gleichnissen und Vergleichen faßbar werden und der schlichte Sinn jener Menschen, die den Hintergrund solcher geheimnisvoller Exempla nicht begreifen, deutet sie unmittelbar, wörtlich und vordergründig aus. Symbol und Zeichen werden als Abbild der Wirklichkeit aufgelöst.

Man könnte hier freilich mit Heidegger den Wirklichkeitsbegriff in Frage stellen, da es keine objektive Wirklichkeit gibt. Wer beweist, daß die innere Wirklichkeit weniger wirklich ist als die äußere, be-greifbare? Und man wird dem Philosophen zustimmen, daß die existentielle Wahrheit ‚wirklicher‘ ist als die rationale Tatsächlichkeitswirklichkeit.¹⁾

Volkstümlicher Sinnzusammenhang, wie er sich vor allem in der mündlichen Erzählung äußert, benutzt konkrete Bilder, um abstrakte Ideen darzustellen. Soweit läuft er zunächst den Gleichnissen der kanonischen Texte parallel; doch sehr bald wird das Zeichenhafte und Symbolische als unmittelbare Tatsache aufgefaßt. Der tiefere Ausdruck des Geistes wird zum geschauten Bild einer ablaufenden Handlung.

Eine solche Darstellung von Vorstellungen hat sich auch mit kanonischen Textbeispielen vollzogen, die von schlichten Menschen umgedeutet worden sind. Umso mehr konnten gleichnishaft gemeinte Episoden aus Apokryphen anders interpretiert werden, da hier keine geschulten Lehrer und Kündler auf den eigentlichen Inhalt von Aussagen zurückgeführt haben – von Ausnahmen abgesehen.

Zwar wurden auch die apokryphen Texte schriftlich aufgezeichnet, doch wurden solche Codices weniger achtsam bewahrt, zum Teil sogar vernichtet, und da die größeren Sinnzusammenhänge wohl geläufig waren, ihre schriftliche Niederlegung jedoch sich weniger um Worttreue bemühte, blieb der Spielraum für die mündliche Weitergabe offener als bei den kanonischen Texten.

Lesen und Schreiben war durch fast anderthalb Jahrtausende unserer christlichen Ära auf eine schmale Gelehrtenschicht beschränkt. Durch diese ganze Periode hindurch dürften die Apokryphen in der mündlichen Tradition der christlichen Landschaften geblüht haben. Mit der Verbreitung des Buchdruckes – und es ist kein Zufall, daß Gutenberg zuerst die Bibel gedruckt hat – und als Konsequenz der neuen geistigen Orientierung und der Entwicklung des Bildungswesens setzte offensichtlich auch ein Schwund der mündlichen Weitergabe von Texten aus dem Umfeld der christlichen Frühgeschichte ein. Es liegt auf der Hand, daß ein Erzählen dort seine Funktion verlieren mußte, wo man durch das Lesen – oder auch Vorlesen – heiliger Texte die Erwartungen der daran Interessierten befriedigen konnte.

Legenden aus der Provenienz der Apokryphen konnten sich deshalb nur dort in der mündlichen Überlieferung halten, wo entweder aus sprachlichen Gründen oder entsprechend der kirchlichen Praxis (wie etwa im orthodoxen Raum) die Bibel wenig vom Volk rezipiert wurde oder zufolge des Analphabetismus ein Lesen der kanonischen Texte nicht möglich gewesen ist. Es ist wichtig, dies zu berücksichtigen, um nicht im Folgenden den Eindruck zu gewinnen, die Landschaften des protestantischen Nordens und Nordostens von Europa seien vernachlässigt. Hierzu hat einer der besten Kenner des baltischen Raumes – Isidor Levin (Leningrad) – dem Verfasser geschrieben: „Die volkstümliche Rezeption der Bibel ist stets faszinierend. In der griechisch-orthodoxen Welt kennt man die heiligen Ereignisse sehr dürftig. Ich habe es immer erlebt; wohingegen die lutherischen Esten die Bibel auch selbst gelesen haben, was sich verheerend auf die mündliche Rezeption ausgewirkt hat.“

Nun ist es jedoch nötig, eine gewisse Gliederung unserer Texte vorweg anzudeuten, auch wenn die Reihenfolge sich dann nicht nach dieser Zuordnung richtet, sondern dem geschichtlichen Ablauf folgen soll.

Es gibt Erzählungen, die in einem merkwürdigen Nebeneinander zu den entsprechenden Stellen der kanonischen Evangelien stehen, deren Berichte nur breiter und detaillierter wiedergegeben werden sollen und deren ‚Lücken‘ man zu schließen sucht. Von schlichten Nacherzählungen, die Verwechslungen und Mißverständnisse nicht immer ausschließen, reichen die Geschichten bis zu phantasievollen Ergänzungen und Umgruppierungen. Um einen alten Kern – zuweilen in Form eines Erlebnisberichtes – breiten sich offensichtlich spätere Hinzufügungen mit einem Verfließen von Realistik und Phantastik aus.

Eine zweite Gruppe von Texten basiert nicht mehr auf ursprünglichen Berichten; sie bezieht ihre Bilder, Eindrücke und Vorstellungen teils aus Visionen, teils aus der Meditation über das Neue Testament, teils aus sagenhaften Traditionen recht unsicherer Herkunft.

Endlich gibt es noch Texte, die man schwer als einheitliche Gruppe zusammenfassen kann, weil sie in Sinn und Funktion zu divergierend wirken. Zu ihnen gehören sowohl gnostische Vorstellungen aus den frühchristlichen Jahrhunderten wie außerchristliche Geschichten, welche nur mehr oder weniger schwach christianisiert worden sind. Damit ist der Boden des Märchens betreten. Hier ergeben sich nicht nur klare Widersprüche zu den kanonischen Texten und zum christlichen Glauben, darüber hinaus läßt sich erkennen, daß Erzähler und Zuhörer entweder über die Bibel so gut wie uninformiert sind, oder sie gründlich mißverstanden haben.

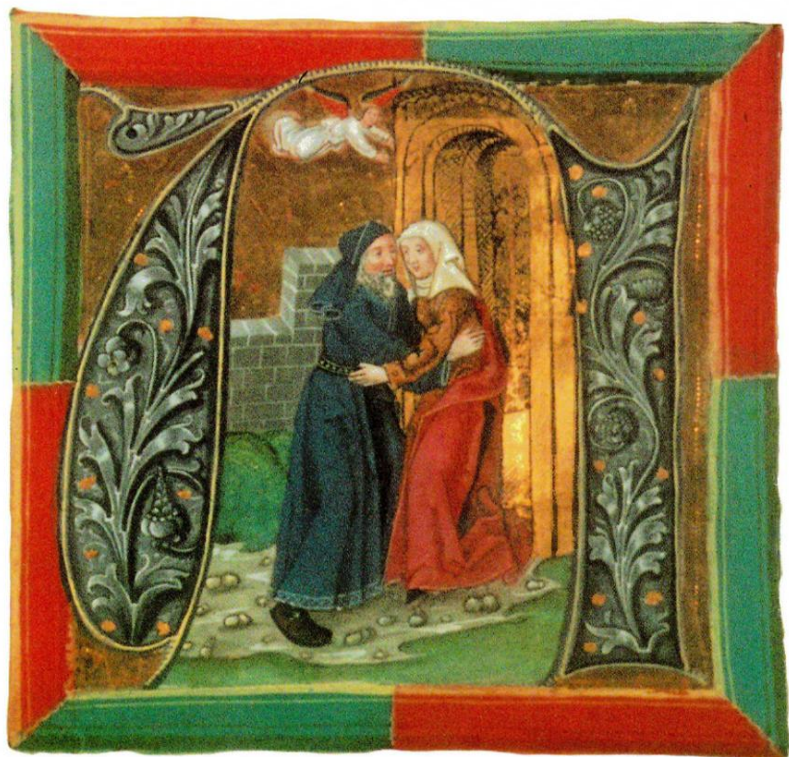
Als Anhang sind im zweiten Teil dann noch einige Beispiele ausgewählt, in denen es nicht um eine Darstellung von Geschehnissen rund um Weihnachten geht, sondern die sozusagen eine Art Fernwirkung dieses Hochfestes der Geburt Christi im Alltag späterer Zeiten widerspiegeln.

Wie man es meist bei den Gattungen der Volkserzählung beobachten kann, so sind auch viele unserer Texte nicht deutlich in eine der genannten Gruppen einzuordnen, sondern sie können Elemente heterogener Eigenart miteinander verbinden. Es ist evident, daß sie einen weiten Weg der volkstümlichen Überlieferung durchlaufen haben, sodaß die Mentalität und der Geist verschiedenster Zeiten in ihre Gestaltung eingegriffen haben. Gemeinsam ist ihnen jedoch der Versuch, das Unbegreifliche begreiflich zu machen, dem Unnahbaren sich zu nähern und das Jenseitige im Diesseits wenigstens zu erahnen.

I. HEILIGE EREIGNISSE

Factum audivimus,
mysterium requiramus.

(S. Augustini in Ioannis tractatus L.)



BEGEGNUNG AN DER HEILIGEN PFORTE

Ms. CLM 23042

Bayerische Staatsbibliothek

A. DIE EMPFÄNGNIS DER HL. ANNA

Unter den Erzählungen zum Weihnachtskreis finden sich einerseits Stoffe, die relativ einheitlich auch in weit auseinanderliegenden Landschaften lebendig geblieben sind, sowie solche, die nur singular auftreten. Im ersteren Falle ist damit zu rechnen, daß sie auf eine gemeinsame Quelle zurückgehen, die in der Regel auch bereits früh schriftlich festgehalten worden ist. Von diesem – nicht immer nachweisbaren – „Urtext“ können sich freilich die Varianten beträchtlich entfernen.

Zu jenen Themen, die fast überall beliebt gewesen sind, gehören die Darstellungen der weihnachtlichen Vorgeschichte, das heißt der Empfängnis der hl. Anna, oder „Mariae-Empfängnis“, wie das Ereignis im katholischen Raum benannt wird.

Die Empfängnis und Geburt der Mutter Christi wird in den kanonischen Texten des Neuen Testaments nicht berichtet. So mußten früh apokryphe Texte versuchen, eine Lücke zu schließen, da sich zweifellos viele Gläubige danach geseht haben, etwas darüber zu erfahren. Der erste Text, der das versucht hat, ist aller Wahrscheinlichkeit nach das sogenannte „Proto-Evangelium des Jakobus“, ²⁾ das von Michaelis ³⁾ entstehungsgeschichtlich der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts zugewiesen wird, und das bereits Origenes bekannt gewesen ist. Erstmals werden hier auch die Namen der Eltern Marias – Joachim und Anna – mitgeteilt. Der Textkomplex des Proto-Evangeliums des Jakobus wurde später nicht nur erweitert, sondern auch durch die „Historia Ioachim et Annae“ und der vermutlich aus dem 8. Jahrhundert stammenden Umformung „Liber de nativitate Mariae“ verbreitet.

Es scheint, als sei das Interesse an der Vorgeschichte der Mutter des Erlösers im griechischen – und darüber hinaus überhaupt im orientalischen – Bereich größer gewesen als im Westen. Freilich hat auch das Motiv der hl. Anna unterm Lorbeerbaum in zahlreichen Darstellungen des Mittelalters und der Renaissance Beachtung gefunden, doch ist zumindest heute diese Legende in den romanischen Ländern nur mehr vereinzelt in der mündlichen Überlieferung nachweisbar, während sie im gesamten Osten beliebt geblieben ist.

Je enger sich Fassungen des Stoffes an das Proto-Evangelium angeschlossen haben, umso eher wurden sie auch in Klöstern – im Osten vereinzelt auch in Pfarrhäusern – aufgezeichnet. Solche Niederschriften hatten ihre Funktion vor allem im Vorlesen, das heißt in einer Annäherung an die mündliche Überlieferung.

Wer je auf dem Balkan erlebt hat, wie aus Volksbüchern oder volkstümlichen Textsammlungen, die oft nur handschriftlich gefaßt sind, vorgelesen wird, kann feststellen, daß der Leser seine Vorlage meist nur als Grundlage benutzt, die er persönlich variiert, erweitert oder kommentiert.

Auf der Pyrenäen-Halbinsel sind solche Rezeptionen alter-Legenden von Alcover ⁴⁾ bezeugt worden, heute jedoch fast ausgestorben. Lediglich in Non-

nenklöstern fand Thordis von Seuss⁵⁾ noch in den sechziger Jahren unseres Jahrhunderts eine solche Funktion von Texten apokrypher Provenienz. Bei welchen Gelegenheiten derartige Texte erzählt oder vorgelesen wurden, haben wir schon einmal erörtert.⁶⁾ Meist handelte es sich dabei um eine geistliche Unterhaltung bei bestimmten Arbeitsvorgängen in Klöstern. Der nun folgende Text stammt aus Sevilla. Thordis von Seuss hat ihn auch in einem portugiesischen Kloster gefunden, doch dort war die Aufzeichnung von älterer Hand, und die Textfassung den Klosterfrauen nicht mehr geläufig.

Im Unterschied zu Legenden, die frei erzählt werden und die stärker den Habitus der Umgangssprache mit allen möglichen grammatikalischen Fehlern und Versprechern aufweisen, sind die textlich fest formulierten Legenden meist gehobenen Stils. Auch wenn nicht vorgelesen wird, bemüht sich die Erzählerin – und die meisten romanischen Frauen sind exakte Nacherzählerinnen – um möglichste Wörtlichkeit. Ja, es kann geschehen, daß die zuhörenden Nonnen korrigierend eingreifen, wenn sich die Vortragende irrt, verspricht oder zu Varianten ansetzt.

Doch nun zuerst diese spanische Version:⁷⁾

(1) ERZÄHLUNG AUS DEM SPANISCHEN

Die selige, glorreiche und immer jungfräuliche Maria entstammt aus dem königlichen Geschlecht und der Familie Davids. Sie war in Nazareth geboren und wurde im Tempel des Herrn, in der Stadt Jerusalem erzogen. Ihr Vater hieß Joachim und ihre Mutter Anna. Sie war Nazarethanerin von seiten ihres Vaters und Bethlehemitin von seiten ihrer Mutter.

Joachim hütete seine eigenen Herden und lebte schlicht und einfach mit gottesfürchtigem Herzen. Er hatte keine andere Sorge als seine Herden, mit deren Erträgen er allen frommen Leuten aushalf, indem er doppelte Geschenke jenen gab, die sich einem Leben der Frömmigkeit widmeten. So machte er drei Teile aus seinen Gütern, gleichgültig ob es sich um Schafe handelte oder um irgend eine andere Sache, die er hatte: den ersten Teil verteilte er unter die Witwen, die Waisen, die Pilger und die Armen; der zweite Teil war für die Personen bestimmt, die im Dienste Gottes standen; den dritten Teil behielt er für sich und seine ganze Familie zurück.

Als er zwanzig Jahre alt geworden war, nahm er Anna, eine Tochter des Agar, zur Frau. Und nach dreißig Jahren Ehe hatte er noch weder Söhne noch Töchter. Trotzdem machten sie ein Gelübde, daß – wenn Gott ihnen einen Erben gewähren sollte – sie ihn dem göttlichen Dienst weihen wollten. Und aus diesem Grund pflegten sie unterm Jahr gelegentlich der Feste zum Tempel zu gehen.

Es kam das große Fest des Herrn, an dem die Kinder Israels ihre Gaben zu bringen pflegten, und Joachim ging vor, um seine Gabe zu opfern. In diesem Augenblick näherte sich ihm der Hohepriester und sagte zu ihm: „Es ist dir

nicht erlaubt, deine Gabe zu opfern, weil du Israel keinen Erben gegeben hast.“

Als er sich so vor dem Volk beschämt sah, zog er sich weinend aus dem Tempel zurück und ohne nach Hause zu gehen, begab er sich zu seinem Pferch. Dort sammelte er seine Hirten, und nachdem er die Gebirge überquert hatte, begab er sich in eine sehr abgelegene Gegend, so daß Anna, seine Frau, während der folgenden fünf Monate keinerlei Nachricht von ihm erhielt.

Und Anna klagte und seufzte sehr, indem sie sagte: „Ich will meine Witwenschaft und meine Unfruchtbarkeit beweinen.“

Und als sie im Garten ihres Hauses war, in bitteres Weinen versunken, erhob sie ihre Augen zum Himmel. Und da stieß ihr Blick auf ein Nest von Vögelchen auf einem Lorbeerbaum, und da seufzte sie und brach in diese Worte aus: „Wehe mir! Herr und Gott, Du, der jedem Lebewesen Kinder gibst, den wilden Tieren, den Eseln, den Schlangen, den Fischen und den Vögeln! Willst Du mich allein von Deinem Segen ausschließen? Du kennst, Herr, das Gelübde, das ich beim Abschluß meiner Ehe Dir gebracht habe: daß, wenn Du mir einen Sohn oder eine Tochter gewähren wolltest, ich ihn Dir anbieten wollte für Deinen Dienst in Deinem heiligen Tempel.“

Und während sie so sprach, zeigte sich vor ihr auf dem Lorbeerbaum ein Engel, der sagte: „Fürchte dich nicht, Anna, denn Gott hat bestimmt, daß du einen Erben haben wirst, und dein Nachkomme wird Gegenstand der Bewunderung für alle Völker sein bis zum Ende.“

Und nachdem er das gesagt hatte, entschwand er ihren Augen. Sie aber, die durch die Beobachtung einer Erscheinung und das Hören solcher Worte ganz zittrig und verstört war, ging in ihre Wohnung hinein, legte sich ins Bett, als ob sie halb tot wäre, und blieb so an diesem Tag und in der folgenden Nacht.

Am anderen Tag aber kamen zwei Boten mit folgender Nachricht für Anna: „Joachim, dein Gatte, ist auf der Rückkehr mit seinen Herden, denn ein Engel des Herrn ist herniedergestiegen und hat ihm gesagt: ‚Joachim, der Herr hat deine Gebete erhört. Steige zu deiner Frau hinunter, denn Anna hat schon in ihrem Schoß empfangen.‘“

Und als Joachim mit seinen Herden ankam, stand Anna an der Pforte. Und als sie ihn kommen sah, fing sie an zu laufen und warf sich an seinen Hals und sagte: „Jetzt sehe ich, daß Gott mich reich gesegnet hat, denn obwohl ich Witwe war, hörte ich auf, es zu sein, und obwohl ich unfruchtbar war, werde ich in meinem Schoß empfangen.“

Das machte, daß alle Nachbarn und Bekannten von Freude erfüllt wurden, und (die Nachricht) gelangte so weit, daß das ganze Land Israel sich freute über diese schöne Neuigkeit.

Und nach neun Monaten brachte Anna eine Tochter zum Licht der Welt, und sie gab ihr den Namen Maria. Und im dritten Jahr gingen ihre Eltern zum Tempel und nachdem sie ihre Opfergaben dargebracht hatten, gaben sie ihr Töchterchen Maria zum Geschenk, damit sie mit jener Gruppe von Jungfrauen lebe, die Tag und Nacht im Gotteslob verbrachten.

Diese spanische Fassung, die 1963 aufgenommen wurde, basiert auf einer schriftlichen Version vermutlich aus der Zeit um die Jahrhundertwende, die fast wörtlich nacherzählt wird. Sie steht dem Proto-Evangelium des Jakobus nahe, scheint jedoch auch Kompilationen aus dem Pseudo-Matthäus und dem Liber de nativitate Mariae verpflichtet zu sein. Nur aus Kleinigkeiten können wir ablesen, daß es sich um keine strenge schriftliche Tradition handelt. Im Proto-Evangelium ist die Klage der hl. Anna breit ausgesponnen⁸⁾ und eher im Stil alttestamentlicher Formulierungen ausgeprägt. („Weh mir! Wer hat mich gezeugt, welch ein Mutterleib mich hervorgebracht? Denn als Fluch bin ich geboren vor den Kindern Israels und bin mit Schimpf angetan, und mit Spott haben sie mich belegt hinaus zum Tempel des Herrn – Weh mir! Wem kann ich mich vergleichen? ...“ Über weitere 15 Zeilen setzt sich die Klage mit einem fünffachen „Weh mir!“ fort.)

Während es im Proto-Evangelium heißt: „Und siehe, ein Engel des Herrn trat herzu ...“, finden wir die stark bildhafte Verbalisierung: „... se presentó ante ella en el laurel un ángel ...“ (... zeigt sich vor ihr auf dem Lorbeerbaum ein Engel ...). Sie erinnert an zahlreiche volkstümliche Szenen, in denen ein Jenseitswesen aus einem Baum heraustritt.

Im Gegensatz zum Proto-Evangelium⁹⁾ steht auch die Empfängnis unter dem Lorbeerbaum: „... du sollst empfangen und sollst gebären, und dein Same soll in aller Welt genant werden ...“ – sowie auch die Verkündigung eines Engels an Joachim: „... dein Weib Anna wird schwanger werden ...“, indes unser Text sagt: „... ha concebido ya ...“ (hat bereits empfangen).

Die spanische Legendenfassung deutet zumindest eine Empfängnis unter einem Lorbeerbaum an, jenem Baum, der nicht nur in der griechischen Mythologie eine große Rolle spielt,¹⁰⁾ sondern der auch noch im Weihnachtsbrauchtum mancher mediterraner Landschaften Beachtung gefunden hat. Der Ausklang unseres Textes deutet bereits mit nur wenigen Worten auf den nächsten Ausschnitt hin.

Stellen wir nun dieser volkstümlichen Klosterlegende aus Andalusien einen Text gegenüber, wie er in mehreren Varianten am Balkan verbreitet war, und bei dem wir feststellen können, wie stark eigenständige Vorstellungen und landschaftliche Bezüge in der Skizzierung der Umwelt auftreten können.¹¹⁾

(2) ERZÄHLUNG AUS DEM RUMÄNISCHEN

Man erzählt sich, daß Ichim (Joachim) und Ana, die Eltern der Mutter des Herrn, ein paar sehr fromme Leute waren und in Gottesfurcht lebten. Jedesmal wenn sie in die Kirche gingen, um dort zu beten, brachten sie auch eine Opfergabe mit. Aber ihre Gabe wurde nie angenommen, weil sie keine Kinder hatten. Sie wußten das aber nicht, bis (einmal) der Heilige Geist aus dem Himmel sich auf sie herabließ und zu ihnen sprach: „Ichim! Nur umsonst bemüht ihr euch darum, Opfergaben in die Kirche zu bringen; denn eure Gabe wird vom Herrgott nicht angenommen, weil ihr auch nicht ein einziges Kind habt.“

Da wurden Ichim und Ana sehr betrübt, als sie diese Worte hörten, und ihr großer Kummer brachte sie dazu, daß sie eines schönen Tages ihr Haus verließen und alle zwei in die Wildnis zogen: er in einen Teil der Wildnis und sie in einen anderen Teil.

Wohin Ichim wegging und an welchem Ort er verblieb, weiß ich nicht. Ana aber schritt auf dem Weg weiter, den sie vorher eingeschlagen hatte, bis sie zu einer Waldlichtung kam. Auf der Waldlichtung hat sie eingehalten und sie hat sich auf einen Baumstumpf gesetzt, der dort zufällig in der Mitte der Lichtung gewesen ist, und laut aufschluchzend hat sie begonnen, in einem Buch zu lesen, das sie mitgenommen hatte.

Während sie noch dabei war, in diesem Buch zu lesen, ist plötzlich ein Birnblatt auf ihre Arme gefallen.

Als Ana das Blatt gesehen hat, hat sie sich sehr gewundert, wie und von wo es hergekommen ist und auf ihre Arme gefallen sei, denn dort, wo sie war, stand kein einziger Birnbaum in der Nähe.

Und weil das Blatt so schön war, hat sie es vom Arm genommen und hat daran gerochen. Und siehe! Im gleichen Augenblick, in dem sie daran gerochen hat, hat sie begonnen, schwanger zu sein.

Und als sie nun gesehen und gemerkt hatte, daß sie schwanger sei, ist sie voll Freude heimgekehrt. Und als sie im Hause angekommen war, hat sie sogleich einen Boten zu Ichim geschickt, damit er auch ihn heimbrächte.

Als Ichim die Botschaft vernommen und erfahren hatte, von wem sie stammte, machte er sich gleich auf aus der Wildnis und ist zu seiner Gattin gekommen. Aber als er daheim angekommen ist, hat er Ana gefragt, warum sie einen Boten zu ihm geschickt habe.

Ana hat angefangen, ihm alles zu erzählen und sie hat ihm gesagt, von wo sie ausgegangen und wie sie in die Wildnis gelangt sei; und endlich sagte sie auch, daß sie an eine Waldlichtung gekommen sei und daß sie weinend auf einem Baumstumpf gesessen sei; daß sie im Buch gelesen habe und daß plötzlich – sie wisse nicht wie noch woher – ein Birnblatt auf ihre Arme gefallen sei. Und daß sie das Blatt genommen und daran gerochen habe, und wie sie begonnen habe, schwanger zu werden.

Ichim, der aufmerksam zugehört und alles, was sie ihm gesagt hat, genau vernommen hatte, sagte zu ihr: „Solange du nicht mit mir zu der Waldlichtung gegangen bist und mir den Baumstumpf, auf dem du gesessen hast, und das Birnblatt, das dir auf die Arme gefallen ist und an dem du gerochen hast, zeigst, solange glaube ich dir nicht. Ich muß vielmehr dahin kommen, etwas ganz anderes zu glauben.“

Als Ana gesehen hat, daß ihr Mann ihr nicht glaubte, hat sie sich sehr betrübt, und voll Bitterkeit hat sie zu ihm gesagt: „Wenn du mir nicht glauben willst, so komm mit mir und schau selbst!“

Und darauf haben sich beide [bei der Hand] genommen und sind in die Wildnis gegangen. Und als sie zu der Waldlichtung gekommen sind, wo Ana gewesen war, hat sie ihm gleich den Baumstumpf gezeigt, auf dem sie gesessen, und das Blatt, an dem sie gerochen hatte, und das noch neben dem Baumstumpf lag, wo sie es gelassen hatte. Und als Ichim erkannt hat, daß alles, was

ihm seine Gattin erzählt hatte, Wahrheit gewesen sei, ist er vor Ana auf die Knie niedergefallen und hat sie um Verzeihung gebeten, indem er sagte, es täte ihm leid, daß er sie unnötig bedrängt habe und daß er allein gefehlt habe.

Ana hat ihm verziehen und sie sind vergnügt heimgekehrt.

Aber als sie daheim angekommen waren, haben sie sich beraten, und sie haben sich vorgenommen, daß das, was Ana gebären sollte, sei es ein Bub oder ein Mädchen, sie der Kirche übergeben wollten.

Und als ihre Zeit gekommen war, hat Ana ein Mädchen geboren, und sie hat ihm den Namen Maria gegeben. Und – selbst wenn sie den Herrgott hätten an der Zehe packen können – hätten sie sich nicht so gefreut, wie sie sich jetzt mit ihr gefreut haben.

Und als Maria drei Jahre alt gewesen ist, haben die Eltern sie mit sich genommen und in die Kirche geführt und ihr übergeben, wie sie es versprochen hatten vor ihrer Geburt.

– Und Maria wuchs heran, wuchs heran,

Und der Geist erfüllte sie,

Und die ganze Welt liebte sie. –

Es sind nicht nur die stilistischen Unterschiede (und die Einbettung der Geschichte in eine karpathische Landschaft), die unsere beiden Erzählungen deutlich abgrenzen. Der deutliche Akzent liegt beim ersten Text auf der klösterlichen Blickrichtung: „... la segunda era para las personas consagradas al culto de Dios ...“ (der zweite [Teil] war für die Personen im Dienste Gottes ...); deutlich lesen wir hier die Achtung von Nonnen heraus, welche ihren Wohltätern besonderen Dank aussprechen und ebenso zu weiterer Unterstützung ermutigen möchten.

Stärker lehnt sich auch der Text an ein kanonisches Modell, nämlich an Lukas 1, 5 – 25 mit der Vorgeschichte von Johannes, dem Täufer an. Wie Zacharias und Elisabeth sind Joachim und Anna ohne Kinder. „... denn Elisabeth war unfruchtbar, und beide waren hochbetagt.“ (Lukas 1, 7) Und wie dort ist von einer Engelserscheinung die Rede.

Wie anders Sprache und Situation im rumänischen Text. Unvorstellbar, daß der Ausdruck der Freude, den das betagte Elternpaar über sein Töchterchen empfindet, im Spanischen so spontan-volkstümlich lauten könnte wie im Rumänischen: „... să fi prins pe Dumnezeu de un picior și nu s’ar fi bucurat atâta ...“ (... selbst wenn sie den Herrgott hätten bei der Zehe packen können, hätten sie sich nicht so gefreut ...).

Als typisch darf man auch ansprechen, daß der rumänische Text liedhaft ausklingt. Legendenlieder¹²⁾ haben sich ebenso in Mitteleuropa länger gehalten als Prosafassungen und im gesamten Südosten geht balladeskes und prosaisches Erzählgut – oft sich wechselseitig durchdringend – nebeneinander her. In anderen Landschaften können solche Legenden auch in Gebetsabschnitte übergehen.

Der entscheidende Unterschied zwischen unseren beiden Fassungen liegt jedoch in der Art und Weise der Empfängnis der hl. Anna. Im himmlischen Boten des spanischen Textes erkennen wir relativ deutlich noch die Anklän-

ge an die Stelle des Lukas-Evangeliums, während wie unsere vorliegende rumänische, so auch zahlreiche andere balkanische (südslavische und griechische) Versionen das geheimnisvolle Symbol des Birnblattes – oder eines Blütenzweiges (seltener auch einer bestimmten Frucht) – bringen.

Zwar kennt man ähnlich auf der Pyrenäen-Halbinsel das Motiv des fruchtschenkenden Baumes,¹³⁾ doch begegnet es kaum in Legendenfassung. Freilich wird man fragen, warum in manchen Texten die Engelserscheinung auf oder unter einem Baum (zumeist einem Lorbeerbaum) stattfindet; sicher ist der Baum hier mehr als nur eine Hintergrundkulisse. Der „Baum des Lebens“, der „Baum der Erkenntnis“ und das „Holz des Kreuzes“¹⁴⁾ stehen immer wieder in enger Beziehung zu Leben und Tod, zu Himmel und Erde. In zahlreichen Volkserzählungen ist der Wald eine Stätte, die zum Jenseits zählt und auch in unserem rumänischen Text hat es eine tiefere Bedeutung, daß die hl. Anna in den Wald geht und auf einer Waldlichtung sich auf einen Baumstumpf setzt. Schwieriger zu deuten ist die Episode des Lesens in einem Buch, das aus dem üblichen Rahmen und Schema volkstümlicher Vorstellung herausfällt.

Weiter könnte man fragen, warum es gerade ein Birnblatt ist, das hier Fruchtbarkeit schenkt. Es sind verschiedene Baumfrüchte, die im Mittelmeerraum als heilkräftig oder Kindersegen verleihend gelten: Granatapfel, Apfel, Birne und vereinzelt auch Feige. Nicht immer wird die Frucht mit dem dann empfangenen Kind spezifiziert, doch gilt gelegentlich die Meinung,¹⁵⁾ daß der Genuß des Apfels einen männlichen und der einer Birne einen weiblichen Erben schenken könne. Möglicherweise klingt das auch in unserem rumänischen Text an, in dem Birnblatt und Mädchen als Beziehung aufscheinen. (In Märchen, in welchen dem Mann oder seiner Frau ein Apfel und eine Birne gegeben werden, um das Geschlecht des Kindes selbst zu bestimmen, und in dem die Frau beide Früchte verzehrt, gebiert sie später ein Zwillingsspärchen.)

Neben einer aus der Märchentradition stammenden Darstellung der wunderbaren Empfängnis kennen wir jedoch noch eine weitere Deutung des geheimnisvollen Ereignisses. Es handelt sich um das Motiv von der fruchtverleihenden Perle, dessen Provenienz schwer zu klären ist, das sich jedoch im christlichen Bereich vor allem durch koptische und äthiopische Bearbeitungen verbreitet zu haben scheint.¹⁶⁾

Uns liegt die Fassung unter anderem in portugiesischer Sprache vor – siehe die vorherige Anmerkung! – die wir im Folgenden mitteilen wollen:

(3) ERZÄHLUNG AUS DEM PORTUGIESISCHEN

Mit der Herkunft unserer seligen und immer jungfräulichen Gottesmutter Maria aber verhält es sich so: Sie entstammt aus dem königlichen Geschlecht und dem Hause Davids, das seinerseits auf die Familie Abrahams zurückgeht. Der Vater der heiligen Jungfrau hieß Joachim und ihre Mutter Anna.

Von Joachim wissen wir, daß er ein frommer Mann war, der vom Ertrag seiner Herde lebte. Er war ein freigiebiger und barmherziger Mensch, der nur ein Drittel der Erträge aus seinen Herden für sich und seine Familie verwandte. Ein Drittel hat er stets unter die Witwen, Waisen und Armen verteilt und ein Drittel jenen Menschen gegeben, die im Dienste Gottes gestanden sind. Aber so fromm auch Joachim und Anna gewesen sind, so hat ihnen doch Gott lange keine Kinder geschenkt, weil er mit ihnen etwas Besonderes im Sinne gehabt hat. Und so sind die beiden nach dreißig Jahren Ehe noch immer ohne Erben gewesen, und sie sind von den Juden verlacht und verspottet worden, weil sie keine Kinder gehabt haben.

Und eines Tages, kurz vor dem großen Fest, ist Joachim traurig zu Anna gekommen und hat gesagt: „Ich nehme jetzt meine Herde und ziehe weit, weit fort.“ – „Warum willst du fortgehen?“ hat Anna gefragt. – „Ich muß fortziehen, weil man mich sonst an den Festtagen im Tempel wieder verspottet wird, da wir keine Kinder haben.“

Und er hat seine Knechte gerufen und seine Herden wegtreiben lassen. Anna aber war sehr betrübt. Sie ist in den Garten gegangen und hat gesagt: „Ich will meine Unfruchtbarkeit beweinen.“

Und sie hat sich unter einen Baum gesetzt und geweint. Und wie sie da so am Weinen ist, hört sie eine Stimme vom Baum. Und da hat sie die Augen erhoben, und sie hat gesehen, daß auf dem Baum ein ganz weißer Vogel sitzt. Und dieser weiße Vogel hat zu sprechen begonnen: „Anna, beweine nicht länger deine Unfruchtbarkeit, denn Gott, der Herr, hat eure Gebete erhört. Du sollst ebenso wie deine Vorfahren ein Kind haben und dein Stamm und der Joachims soll nicht erlöschen in dir und in ihm.“

„Wie soll das möglich sein?“ sagt Anna, „Ich bin ja schon eine alte Frau.“ Da sagt der weiße Vogel: „Hier nimm diese weiße Perle, die Gott dir sendet. Iß diese Perle, und sie wird in dir zum Leben erwachen. Du wirst eine Tochter gebären, die sollst du Maria nennen, denn der Herr hat es so vorausbestimmt in den Tagen Adams.“

Und damit ist der weiße Vogel heruntergeflogen und hat sich auf die Schulter der (hl.) Anna gesetzt. Und er hat unter seinem Flügel eine Perle hervorgeholt, und die weiße Perle, sie war so schön und glänzend, wie man nie zuvor eine gesehen hatte, hat er in die Hand Annas fallen lassen. Und die hl. Anna hat diese weiße Perle geschluckt, und sie hat sogleich bemerkt, daß es sich in ihrem Leib zu regen begonnen hat, wie das Meer aufwallt unter einem Windstoß.

Anna ist ins Haus gegangen, der weiße Vogel aber ist zu Joachim geflogen und hat ihm alles erzählt. Und er sagt: „Joachim, der Herr hat euch ein Kind geschenkt. Nimm deine Herden und ziehe nach Hause!“

Und Joachim hat seine Herden zusammentreiben lassen und ist mit ihnen heimgewandert.

...

(Wie bereits die rumänische Behandlung des Stoffes, so geht auch die portugiesische gleich in die nächste Episode des Marienlebens weiter. Wir werden später die Erzählung wieder aufgreifen.)

Zwar lehnt sich der Anfang unserer Geschichte ziemlich genau an die Fassung an, die wir mit dem spanischen Text kennengelernt haben und deren gemeinsame Quelle im Proto-Evangelium des Jakobus zu suchen ist, aber dann zeigen sich sehr grundsätzliche Abweichungen. An die Stelle des Engels tritt ein weißer Vogel als Bote aus dem Jenseits. Ob man darin eine zoomorphe Angelophanie zu sehen hat, wie sie heute noch in Ägypten und im Sudan¹⁷⁾ zu belegen ist, bleibe dahingestellt.

Seltsamer klingt die Episode von der Perle, die in der hl. Anna zum Leben erwachen soll. Es geht hier nicht nur um die wunderbare Empfängnis, darüber hinaus soll die Präexistenz der Mutter Christi angedeutet werden.

Sowohl der weiße Vogel wie das Symbol der Perle sind uns aus einem äthiopischen „Leben der hl. Anna“¹⁸⁾ bekannt, wo freilich die Funktion der Perle erheblich stärker akzentuiert wird.

Wir geben hier die Übersetzung eines Ausschnittes nach Cerulli:

„Sie ist wirklich die beste und schönste aller Kreaturen des Himmels und der Erde: unsere gesegnete Herrin Maria, die berühmte Perle. In Gestalt einer weißen, leuchtenden Perle war sie von altersher im Leib Adams; von ihm ist sie weitergegeben worden an Seth, und von Seth an Enos. Von Enos ist sie auf Abraham gekommen, und so wanderte diese Perle von Geschlecht zu Geschlecht, wie Salomo gesagt hat: Die Weisheit wird in Person durch die Reihe der Gerechten wandern, herabgesandt vom heiligen Himmel...“

Und weiter wird diese geheimnisvolle Wanderung der Perle beschrieben, bis sie sich im Leib der hl. Anna zur Gestalt Mariens entwickelt.

Es scheint sich um altes gnostisches Gedankengut zu handeln, das in der Symbolik des Cherubims und der mysteriösen Perle zur Darstellung gelangt ist und vor allem in Ägypten Verbreitung gefunden hat. In der portugiesischen Version wurden freilich die dominierenden häretischen Züge abgeschwächt oder eliminiert, und der Stil zumindest in Teilen popularisiert. Die Betonung der Mildtätigkeit Joachims gegenüber den Religiösen spricht wie beim spanischen Text dafür, daß die Legende im Klosterbereich gelebt hat.

Wie konnte ein so fremd scheinender Zug gleich dem von der geheimnisvollen Perle, die im Leib einer Frau zum Leben erwacht und zu einem Mädchen heranreift, in die europäische Mentalität eindringen? Die Zusammenhänge liegen gar nicht so kompliziert, wie es auf den ersten Blick scheint. Die Geburt des Lebens aus dem Meer entspricht sehr alten Ahnungen, die uns längst auch unter naturwissenschaftlichen Aspekten klar geworden sind. See und Seele hängen wohl nicht nur etymologisch sondern auch semantisch zusammen. Aus der Tiefe des Meeres stammt die Perle, die auch in anderen Stoffen zum Symbol der Seele wird, wir etwa im gnostischen Hymnus des Apostels Thomas.¹⁹⁾

Das Geschenk einer Perle kann zum Hochzeitssymbol werden, zum Zeichen der eigenen Hingabe; aber Perlen spiegeln auch in ihrem Aussehen das Ergehen derjenigen Person wider, die sie symbolisieren. Verfärbt sich eine

Perle, so erkennt ihr Inhaber schwere Krankheit oder Tod der Geliebten, für welche die Perle zeichenhaft ist. Daß noch heute Perlen mit Krankheiten in Zusammenhang gebracht werden – oder Trauer und Tränen –, ist allgemein bekannt.

Zugleich tritt jedoch im Orient auch die Perle als Synonym für Maria auf, die Seele schlechthin, mit der die Erlösung verknüpft ist.

Im äthiopischen und koptischen Text fällt die Perle einfach auf die hl. Anna herab, in der portugiesischen Legende dagegen muß die Heilige die Perle schlucken, um sie in sich aufzunehmen.

Endlich fügt sich in den Erzählkreis um die Empfängnis der hl. Anna eine armenische Geschichte ein,²⁰⁾ die wohl sehr stark von bildlichen Darstellungen der Begegnung zwischen Joachim und Anna abhängig sein mag.

Der Text wurde zwar in Paris aufgenommen, doch stammt der Gewährsmann aus einer der armenischen Siedlungen Rumäniens. So bleibt es schwierig festzustellen, ob man die Fassung richtig dem armenischen Legendenchatz apokrypher Herkunft zuweisen darf.

(4) ERZÄHLUNG AUS DEM ARMENISCHEN

Es ist uns bekannt, daß Joachim und Anna, die Vorfahren unseres Herrn Jesus Christus, neun Jahre verheiratet gewesen sind, ohne Kinder zu haben, ja daß sie bereits die Hoffnung aufgegeben hatten, noch welche zu empfangen, denn sie waren beide nicht mehr ganz jung.

Sie haben jedoch fromm und schlicht gelebt, sich durch Güte und Mildtätigkeit ausgezeichnet, und während Joachim mit seinen Herden unterwegs gewesen ist, hat Anna das Haus betreut.

Es war um die Zeit eines hohen Festes, und die beiden wären gern nach Jerusalem in den Tempel gegangen, um dort zu beten und sich zu erfreuen. Aber weil sie keine Kinder gehabt haben, konnten sie es nicht wagen, sich ohne Spott dort blicken zu lassen. So sind sie traurig weggeblieben: Joachim bei seinen Herden fern der Stadt, Anna eingesperrt in ihrem Haus.

Doch in der Nacht ist beiden im Schlaf ein Engel erschienen; man weiß nicht, ob es ein und derselbe Engel gewesen ist oder zwei Engel. Also gut, ein Engel ist erschienen und hat gesagt: „Du, Joachim, – du, Anna, – steh auf und geh zur frühen Morgenstunde, wenn die Sterne noch am Himmel stehn, zu jenem Tor von Jerusalem, das an der Straße nach Bethlehem liegt! Dort wirst du deine Frau – deinen Mann – treffen, und dann werdet ihr ein Kind empfangen, denn es ist euch so bestimmt.“

Die beiden sind sogleich aufgestanden, haben sich angezogen, und dann sind sie kurz vor der Dämmerung losgegangen.

Alles ist so gewesen, wie es ihnen gesagt worden war: beim Tor von Bethlehem haben sie sich getroffen und ein Strahl wie von Licht ist auf ihr Gesicht gefallen, und sie haben gemerkt, daß sie ein Kind haben werden.

Da haben sie sich sehr gefreut und sind heimgegangen, um auch ihren Nachbarn und Verwandten zu sagen, daß sie ein Kind erwarten.

*Das Kind aber ist nach neun Monaten zur Welt gekommen und es war ein Mädchen, Maria, die überaus heilige, die dazu bestimmt war, die Mutter unseres Erlösers zu werden.
So ist es uns gesagt worden.*

Hier nimmt die Engelserscheinung das Bild eines Gesichts an, wie es aus den kanonischen Evangelien bekannt ist. Anklänge an das Proto-Evangelium des Jakobus sind zwar feststellbar, doch geht unser Text seinen eigenen Weg. In zarter Weise wird angedeutet, daß Anna in ihrer Empfängnisbereitschaft Joachim begegnet. Es ist die Erkenntnis des opportunen Zeitpunktes, in dem sich die Gnade erfüllen soll. So kann der Erzähler auf äußere Zeichen oder Symbole verzichten.

Wir sehen, welche verschiedenen Wege begangen werden können, um auf das Fragen und Suchen nach der Vorgeschichte Christi zu einer Antwort zu gelangen. Nicht immer gelingt es der mündlichen Tradition, das geheimnisvolle Dunkel zu lichten, aber aus analogen Schlüssen zum Schicksal, das der Geburt Johannes' des Täuflers vorausgeht, und aus verschiedenen wunderbaren Quellen wird ein Ahnen gewoben, das sich dann zu einem Bild verdichtet.



TEMPELGANG MARIENS

Ms. CLM 23042

Bayerische Staatsbibliothek

B. MARIAE EINFÜHRUNG IN DEN TEMPEL

Im Bereich der lateinischen Kirche hat das Fest der Einführung Mariae in den Tempel nie jenen Rang eingenommen, den es im Kalender der östlichen Riten besitzt, wo es zu den zwölf Hochfesten gehört.

Sergius Heitz schreibt hierzu:²¹⁾

„Dieses Fest geht zurück auf die Kirchweihe einer Marienkirche zu Jerusalem, die Kaiser Justinian am 21. November 543 vollziehen ließ. Es schließt sich thematisch an das Fest vom 8. September an und weist wie dieses voraus auf das Geburtsfest Christi, von dem her es allein zu verstehen ist.

Die Festlegende ist in ihrem Kern wieder dem Proto-Evangelium des Pseudo-Jakobus entnommen, wo erzählt wird, Maria sei infolge eines Gelübdes ihrer Mutter nach Vollendung ihres dritten Lebensjahres in den Tempel gebracht und dort bis zu ihrem zwölften Lebensjahr erzogen worden (Ps. Jak. 7, 1 – 3). Schon die Tatsache, daß es im jüdischen Tempel keine Tempeljungfrauen gab, zeigt, daß das Fest nicht im Geschichtlich-Faktischen, sondern im Symbolisch-Poetischen wurzelt und daß von unserer Menschennatur gesprochen wird, wenn von Maria die Rede ist. Es geht um die Heiligung der menschlichen Natur, die die Voraussetzung ihrer Annahme durch Gott ist, auch wenn diese reines Geschenk bleibt. Die Stufen der Heiligung unserer Natur aber werden hier im Bilde verdeutlicht: Einführung in die Sphäre Gottes im Zustand kindlicher Empfänglichkeit, das Verweilen in dieser Sphäre über Jahre bis zur Reife, der stufenweise Aufstieg zur Gotteserkenntnis, genährt durch die himmlische Speise, der vertraute Umgang mit Engeln. Dies alles geschieht jedoch nicht aus der Willensanstrengung eines männlichen Geistes, sondern in der Ergebenheit und Hilflosigkeit eines Kindes, das geführt wird und sich führen läßt.“

Es ist interessant, wie dominierend eine apokryphe Erzählung für den Festkalender vor allem der byzantinischen Kirche geworden ist. Um Mariae Geburt schließen sich höchst selten ausführlichere Legenden, sosehr auch das Geheimnis ihrer Kindwerdung in der Mutter Anna umkreist wird. Im übrigen scheint auch das Fest Mariae Geburt sich ursprünglich an den Tag einer Kirchweihe angeschlossen zu haben, und zwar an das Datum, zu dem die Kirche zu St. Anna in Jerusalem geweiht worden ist. Sie wurde nach alter Tradition dort errichtet, wo das Haus von Joachim und Anna gestanden haben soll.

Was oben als Legendenkern von Heitz knapp zusammengefaßt worden ist, haben Volkserzählungen und Lieder in breiterem Maße versucht, die Kinder- und Jugendjahre der Mutter Christi darzustellen. Aus der Reihe von volkstümlichen Fassungen dieses Sinnzusammenhangs wollen wir eine bje-lorussische Version herausgreifen, die alle wesentlichen Eigentümlichkeiten enthält, ohne textlich zu sehr auszufern:²²⁾

(5) ERZÄHLUNG AUS DEM BJELORUSSISCHEN

Als die heilige Maria klein war, wurde sie daheim wohlbehütet. Nachdem sie jedoch drei Jahre alt geworden war, wollten sie ihre Eltern in den Tempel bringen, denn sie hatten gelobt, sollte ihnen Gott ein Kind schenken, so wollten sie es ihm aufopfern.

Als Joachim und Anna mit der kleinen heiligen Maria zum Tempel kamen, sagte ihnen der Hohepriester, das Mädchen sei noch zu klein und sie sollten es nochmals auf ein Jahr mit nach Hause nehmen und es in einem Jahr wieder bringen.

Und so geschah es. Nach einem Jahr brachten die Eltern das Mädchen wieder zum Tempel, wo man es in die Schule der Tempeljungfrauen aufgenommen hat.

Dort lernte nun die hl. Maria nicht nur spinnen und weben, sondern auch nähen und alle anderen Fertigkeiten, die man braucht. Insbesondere aber lernte sie die heilige Schrift und den Dienst im Tempel.

Jeden Tag kamen ihre Eltern, um der Kleinen zu essen zu bringen, und sie freuten sich an den Fortschritten, die ihr Töchterchen machte.

Nun waren jedoch – wie wir wissen – die Eltern der hl. Maria bereits betagt gewesen, als sie das Kind empfangen hatten. Und so war nach einiger Zeit für sie der Tag gekommen, an dem sie sterben mußten.

Sie legten sich ruhig nieder und ihre Seele folgte dem Todesengel.

Am anderen Tage aber erschien ein Engel im Tempel bei der hl. Maria und sagte zu ihr: „Der Herrgott hat deine Eltern zu sich heimgeholt. In Zukunft werde nun täglich ich dir das Essen bringen, weil sonst niemand für dich sorgen kann.“

Und so gewöhnte sich die hl. Maria daran, daß ihr ein Engel das Essen brachte; und sonst machte sie weiter ihre Schule, bis sie ausgelernt hatte.

Und als sie zwölf Jahre alt geworden war, wurde sie mit Josef, dem Zimmermann, verlobt. Und dann hat sie vom Tempel Abschied genommen.

Im Bereich des byzantinischen und koptischen Christentums ist dieses Motiv lebendig geblieben und insbesondere der Umgang Marias mit Engeln wird in manchen Details ausgeschmückt. Auch dabei handelt es sich vermutlich um die Übernahme von Episoden aus Apokryphen.²³⁾ Je bildkräftiger eine Szene der Vorlage, umso mehr mußte sie im Bereich der mündlichen Überlieferung Beachtung finden.

Schwieriger ist hingegen zu beurteilen, wie sich in der Westromania bestimmte Legendenmotive ausbilden konnten, die sich mit der Jugend Marias beschäftigen. An die Stelle des Tempels tritt als verbreiteter Zug die Schule, in die Maria geschickt wird, um nähen zu lernen. Typisch ist in einzelnen Legendenliedern wie Prosatexten, daß die Tücher, welche Maria webt oder stickt, für die Kirche (oder den Tempel) bestimmt sind. Hier scheint noch ein Anklang an die „Einführung in den Tempel“ zu existieren, zumal wir auch in der Kunst zahlreiche Abbildungen finden, auf denen die hl. Jungfrau

entweder neben anderen Mädchen im Tempel nähend gezeigt wird oder sogar das Produkt ihrer Handarbeit dem Hohenpriester vorlegt. Wie jedoch der legendäre Stoff im volkstümlichen Erzählen ins fast Märchenhafte abgewandelt werden kann, soll die folgende mallorquinische Geschichte²⁴⁾ zeigen:

(6) ERZÄHLUNG AUS DEM KATALANISCHEN

Als die hl. Maria, die später unseren Herrn Jesus Christus gebären sollte, noch ein kleines Mädchen war, ging sie in die Schule, um nähen zu lernen. Sie mußte weit übers Gebirge wandern, bis sie in die Schule kam, dort lernte sie den ganzen Tag, und gegen Abend wanderte sie wieder heim.

Als sie so einige Zeit in der Schule war, nähte sie ein wunderschönes Tuch. „Das soll einmal eine Windel für mein Kindchen werden!“, dachte sie bei sich. Sie packte das schön gestickte und verzierte Tüchlein in ihr Körbchen und machte sich auf den Heimweg. Mitten im Gebirge begegnete sie einem Edelmann, das war der Teufel, aber die kleine Maria erkannte ihn nicht.

„Woher kommst du und wohin gehst du?“, fragte der Edelmann.

„Ich komme von der Schule und gehe heim,“ erwiderte das Mädchen.

„Was hast du denn in dem Körbchen?“ – „Da habe ich ein gesticktes Tuch.“ – „Zeig doch einmal her!“ – „Hier!“

Und die hl. Jungfrau nahm es heraus und entfaltete es.

„Das ist ja wunderschön! Willst du es mir nicht verkaufen?“ – „Nein, ich brauche es selbst.“ – „Auch nicht, wenn ich dir einen Beutel voll goldener Münzen gebe?“

Aber Maria packte das Tüchlein wieder ein und lief heim.

Es verging einige Zeit. Die kleine hl. Maria hatte in der Schule nun eine reichverzierte Capa gestickt, aus Seide und mit Goldborten verziert. Die packte sie wieder in ihren Korb und machte sich auf den Heimweg.

Mitten im Gebirge begegnete sie wieder jenem Edelmann.

„Ach, mein Kind,“ sagte der, „zeig doch her, was du diesmal Schönes genäht hast!“ – „Hier!“ – „Herrlich! Willst du mir die Capa nicht verkaufen?“ –

„Nein,“ antwortete die hl. Jungfrau, „ich brauche sie für meinen Sohn.“ – „Wie?“, lachte der Teufel. „Du bist noch ein kleines Schulmädchen und

denkst schon an Kinder? Pfui, was für Gedanken! Gib her! Ich will dir zwei große Beutel voll goldener Münzen geben!“ – „Nein!“, sagte Maria und lief damit davon. Daheim aber legte sie die Capa in eine Truhe.

Es dauerte einige Monate, und als die kleine Maria ihre Lehrzeit in der Schule beendet hatte, hatte sie ein kostbares Leichentuch aus Brokat gemacht. Das verpackte sie seufzend in ihren Korb. „Auch das ist für unseren Herrn Jesus Christus.“ Und sie machte sich wieder auf den Heimweg.

An der gewohnten Stelle stand schon der Edelmann: „Guten Tag, Kleine! Was hast du heute dabei?“ – „Hier, seht!“ – Und sie entrollte das Leichentuch. – „Das gefällt mir, das gefällt mir!“, rief der Teufel. „Verkaufe es mir und ich will dir drei riesengroße Säcke voll goldener Münzen dafür geben.“ –

„Nein!“, sagte Maria. „Ich brauche es selbst.“ Und damit faltete sie das Tuch, steckte es in den Korb und wollte weitergehen.

Da sah sie, daß der Fremde plötzlich verschwunden war. Er hatte sich in eine Schlange verwandelt und ringelte sich zu Füßen des Mädchens, und ehe es sich versehen hatte, biß die Schlange zu.

Die hl. Maria verspürte einen heftigen Schmerz im Fuß und als sie weitergehen wollte, merkte sie, daß sie hinkte. „Ach“, dachte sie bei sich, „wie soll ich da aus diesem verlassenem Gebirge heimkommen, wenn ich nicht mehr richtig gehen kann?“

Doch während sie unter Schmerzen dahinwankte, sah sie einen schönen, lichten Jüngling stehen, das war der Erzengel Michael.

„Heilige Jungfrau“, sagte er, „ich weiß schon, was dir zugestoßen ist. Habe keine Angst, denn deine Schmerzen werden gleich zu Ende sein.“

Und damit berührte er die wunde Stelle am Fuße der kleinen Maria mit einer Pflanze – man sagt, es sei eine Blume aus dem Paradies gewesen – und sogleich verschwand der Schmerz und die Reinste konnte wieder gehen wie früher.

Sie bedankte sich bei dem Jüngling, den sie nicht erkannt hatte und er sagte zu ihr: „Wenn wir uns wiedersehen werden, dann komme ich, um dich zum Throne des himmlischen Vaters zu führen.“

Es scheint, als habe die Erzählerin hier zwei verschiedene Motive aus dem Marienleben kontaminiert: die Einführung in den Tempel mit der Aufgabe des Nähens von Paramenten und den Gang Mariens übers Gebirge (mit all seinen Gefahren), dem wir später noch begegnen werden. Rätselhaft bleibt, warum der Teufel Maria die gefertigten Tücher abkaufen will. Prophetisches weht wie in so manchen Varianten um die von der hl. Jungfrau hergestellten Gegenstände. Sie hat sie bereits für ihren Sohn vorherbestimmt, Wiege und Bahre vorausahnend.

Wie im vorausgehenden Text erfährt auch hier Maria die Hilfe eines himmlischen Boten, den sie jedoch nicht als Engel erkennt. Die apokryphe Quelle liegt wesentlich weiter abseits, und märchenhafte Züge vermischen sich mit legendären.



MARIÄ VERKÜNDIGUNG

Ms. CLM 23042

Bayerische Staatsbibliothek

C. MARIAE VERKÜNDIGUNG

Mit diesem Abschnitt treten wir in jenen Bereich ein, in dem es einen kanonischen Text gibt, der über die wichtigen Ereignisse berichtet. Es überrascht nicht weiter, daß in der mündlichen Tradition schriftlich existierende und in kirchlichem Gebrauch befindliche Teile des Evangeliums breiter auserzählt werden. Die Vorstellung kann sich an den konkreten Versen entzünden und sie in ein praktisches Bild übertragen; das ist häufig nicht nur durch Volkserzähler, sondern auch durch Prediger geschehen.

Doch uns springt immer wieder in Landschaften, in denen das Lesen der Bibel nicht verbreitet war, ins Auge, wie wenig man gemeinhin von den kanonischen Texten kennt oder wie sehr man sie mißverstanden hat.

Simon Fl. Marian, ein ausgezeichnete Kenner der Marienlegenden in der Bukowina, hat uns einen Text aufgezeichnet,²⁵⁾ der sehr aufschlußreich ist. Unter dem Titel „Maica Domnului în stare binecuvântată“ (Die Mutter des Herrn in gesegnetem Zustand) finden wir eine Geschichte, deren Quelle uns nicht bekannt ist und zu der sich nur wenige Varianten nachweisen lassen. Diese führen uns in den griechischen²⁶⁾ und syrischen²⁷⁾ Raum, doch läßt sich keine Filiationskette erschließen.

Der Kernpunkt des Motivs liegt darin, daß entweder der Engel seine frohe Botschaft mißverständlich ausrichtet oder daß Maria das Verkündete nicht zu begreifen vermag und in Verwirrung gerät, wie es ja auch Lukas 1, 29 – „Bei diesen Worten erschrak sie und dachte nach, was dieser Gruß wohl bedeute“ – andeutet.

Konnte Kosack zu koptischen Legenden von Mariae Verkündigung schreiben: „... ihre Verkündigung (durch Gabriel: biblische Zitate, gemischt mit theologischen Spitzfindigkeiten) ...“,²⁸⁾ so können wir beobachten, daß hier an die Stelle der „theologischen Spitzfindigkeiten“ volkstümliche Überlegungen und Deutungsversuche treten. Auch kann die Reihenfolge der Ereignisse ausgetauscht werden, was zu speziellen Problemen führt.

Doch zunächst sei die Übersetzung des rumänischen Textes von Marian mitgeteilt.

(7) ERZÄHLUNG AUS DEM RUMÄNISCHEN

Die Mutter des Herrn war während ihrer Kindheit und Jugend von ihren Eltern gut gehalten und behütet, sodaß ihr nicht einmal eine Fliege hätte etwas zuleide tun können. Aber trotz ihrer jungfräulichen Lebensweise, von der die Nachricht sich überall ausbreitete, geschah es später – als sie bereits erwachsen war – doch, daß sie (ich weiß nicht wie) sich immer schwerer werden fühlte, so daß sie nach einiger Zeit erkennen mußte, daß sie schwanger war.

Und da sie von früher wußte und ihr bei anderen Mädchen bewußt geworden war, was es bedeute, wenn ein Mädchen ein Kind bekommt, hat sie den Mut verloren und ist dunklen Gedanken verfallen. Und in ihrer riesigen Entmuti-

gung hat sie beschlossen, von daheim wegzugehen und sich in irgendein Wasser zu stürzen, um der Schande zu entinnen, die sie erwartete.

Da hat der Herrgott, der alle Gedanken der Menschen schon im Werden weiß, auch die Absicht der gepriesenen Jungfrau Maria durchschaut und ohne viel zu urteilen, was zu tun sei, hat er einen Engel zu sich befohlen und hat zu ihm gesagt: „Geh, Engel, unauffällig zu Maria, der Tochter des Joachim und der Ana! Und treibe ihr die bösen Gedanken aus, die sie im Kopf hat! Sie will sich ertränken, obgleich sie ohne Schuld ist; denn sie ist durch die Überschattung des Heiligen Geistes schwanger.“

„Sofort gehe ich,“ sagte der Engel. „Aber auf welche Weise kann ich sie hindern, wenn sie so fest entschlossen ist, auf jeden Fall umzukommen?“ – „Geh du nur! Ich sage dir, daß ich dir raten werde, später, was zu geschehen hat.“

Und der Engel ging und er begegnete der gepriesenen Jungfrau Maria, als sie gerade ihr Haus verließ, um sich dorthin aufzumachen, wo sie hingehen wollte.

„Eine gute Begegnung!“ sagte der Engel, indem er sich näherte.

„Ich danke dir!“*) antwortete die gepriesene Jungfrau Maria.

„Wohin gehst du?“ fragte der Engel.

„Ich gehe dorthin, wohin mich meine Augen und Füße führen,“ antwortete die gepriesene Jungfrau Maria verärgert.

„Wenn ich wüßte, daß ich dir damit keinen Verdruß bereite, so ginge auch ich mit dir, denn wie ich sehe, haben wir beide einen und denselben Weg,“ sagte der Engel darauf.

Die gepriesene Jungfrau Maria maß ihn mit einem Blick vom Kopf bis zu den Füßen und antwortete ihm dann: „Von mir aus! ... Du kannst gehen, denn ich halte dich nicht zurück.“

Und sie sind gegangen – einen ganzen Tag lang –, ohne daß der Engel, der sie geleitete, sich auch nur einen Gedanken darüber gemacht hätte, wie er sie von ihren dunklen Absichten abbringen könnte.

Und sie wanderten durch Wälder und durch Dörfer, bis die Dämmerung sich auf die Augen senkte und es Nacht um sie wurde.

Da sagte Maria zu dem Engel, von dem sie meinte, daß er ein Bursche am Ende seiner Weisheit sei wie sie selber, der eben in die Welt hinausflüchte:

„Was sollen wir jetzt tun, denn es ist Nacht geworden.“ – „Was wir tun sollen? ... Wir wollen zu irgendeinem Menschen gehen und fragen, ob er uns für diese Nacht in seinem Hause aufnimmt. Was bleibt uns anderes übrig?“

Und daraufhin gingen sie zu einem Mann, der durch Zufall ganz in der Nähe wohnte, und als sie dort ankamen, baten sie ihn, ob er sie bis zum Morgen in seinem Hause aufnehme.

*) Während Gott den Engel einfach per „Du“ anspricht, wählen Maria und der Engel bei der gegenseitigen Anrede die Höflichkeitsform unter Freunden – das „Dumneata“ = ‚Deine Herrlichkeit‘ –, die im Rumänischen zwischen dem „Du“ und dem „Sie“ als Zwischenform existiert, deutsch jedoch nicht wiedergegeben werden kann.

Dieser Mann, der von Natur aus ein gutes Herz hatte, machte keine Umstände, sie wie andere Reisende aufzunehmen; und sie legten sich dort zur Ruhe. Und sie schliefen bis zum Morgen, denn sie waren sehr müde von dem weiten Weg, den sie zurückgelegt hatten.

Zeitig am Tag erhob sich der Engel, wusch sich das Gesicht, sprach sein Gebet, dann nahm er ein Töpfchen und sagte zum Hausherrn: „Väterchen, hast du nicht ein wenig Brotsamen, mit dem ich dieses Töpfchen füllen könnte?“ – „Aber ja, Bursche, und ich will dir gern geben; warum sollte ich es auch nicht tun?“

Und sogleich ging der Mann weg und brachte eine gute Handvoll verschiedenen Samens an. Der Engel nahm ihn und schüttete ihn in das vorbereitete Töpfchen. Dann goß er Wasser dazu und stellte es aufs Feuer, damit es gut koche.

Als er wußte, daß es genug gekocht habe, nahm er es und trug es an einen Ort, wo es abkühlen konnte; dann nahm er einen Becher, goß ein wenig von dem Trank hinein, um ihn zu trinken. Dann trank er einen ganzen Becher und bot auch dem Mann einen Becher mit diesem Trank an. Und als der Mann getrunken hatte, da konnte er sich gar nicht genug wundern über das Getränk und über die Süßigkeit jenes Brotsamens.

Während der Engel den Trank gekocht und während er dem Hausvater einen Becher voll zum Trinken gebracht hatte, war die gepriesene Jungfrau Maria noch in tiefem Schlaf gelegen. Aber danach war sie aufgewacht, hatte sich gewaschen und ihr Gebet gesprochen; nun fragte sie: „Was macht ihr dort und sagt mir nichts? Oder was gebt ihr mir nichts von dem, was ihr gekocht habt?“ „Schau, was ich gemacht habe!“, sagte der Engel. „Einen Lebenstrunk. Und da du danach verlangst, werde ich auch dir zu trinken bringen.“

Und sogleich auf dieses Wort hin gab er auch ihr einen Becher des Lebenstrunkes zu kosten. Und die gepriesene Jungfrau Maria trank einen Becher und sie trank noch einen Becher und einen dritten Becher, und sie konnte sich gar nicht genug wundern über dieses Getränk, das so voll Süße und Güte war, mehr als von Zucker oder Honig.

Und nach allem dankten sie dem Mann für die Aufnahme und gingen mit der Absicht aus dem Hause, ihren Weg wieder aufzunehmen. Aber als sie auf die Straße hinausgegangen waren, stand die Jungfrau Maria still und stand auch der Engel da; und sie standen beide und wußten nicht, wohin sie sich wenden sollten.

Und nach einer Weile sagte Maria zum Burschen, oder genauer zu dem Engel: „Was stehst du fest auf der Stelle und wendest dich nicht irgendwohin?“ – „Ich richte mich nach dir wie schon vorher“, sagte der Engel. „Wie ich früher gegangen bin, so werde ich auch weiter gehen.“

„Ach, ich werde nicht weitergehen, ich kehre um und gehe wieder heim.“ – „Wenn du umkehrst, dann werde auch ich umkehren, denn man sieht, daß es der Herrgott so gewollt hat.“

Und sie sind beide umgekehrt und heimgegangen.

Und auf diese Weise wurde die gepriesene Jungfrau Maria von ihrem düsteren Vorhaben befreit, das sie gepackt hatte.

Aber das Mittel zu ihrer Befreiung war der süße Trank, den der Engel ihr zum Trinken gegeben hatte und von dem sie in ihrem Leben bisher noch nie gekostet hatte.“

Äußerlich wirkt unsere Geschichte zwar teilweise sprachlich und stilistisch etwas geglättet, was vielleicht die Hand des Herausgebers Marian verrät, aber inhaltlich erweist sie sich als origineller Ausdruck volkstümlichen Denkens. Von der bei Lukas zitierten Verkündigung ist nur indirekt die Rede mit der Bemerkung zum Engel: „... ce ea prin umbrirea Duhului sfânt este însarcinată“ (... durch die Übersattung des Heiligen Geistes schwanger). Aus dem Verhalten Marias aber können wir schließen, daß sie selbst den Sachverhalt nicht erfahren hat. Sie fühlt sich schwanger, ohne sich die Ursache erklären zu können.

Das geheimnisvolle Geschehen entzieht sich der Logik, doch die fehlende Erklärung hat eine Verunsicherung zur Folge, die Maria zu einem verzweifelten Schritt zu treiben scheint.

In einer griechischen Variante finden wir zwar das exakte Zitat aus dem Vers bei Lukas, doch Maria kann dennoch das Wunder nicht begreifen und sie erkrankt schwer, als sie die Anzeichen ihrer Schwangerschaft wahrnimmt.²⁹⁾

Hier nun sendet Gott den Engel ein zweites Mal nach Nazareth, diesmal als Arzt mit dem Auftrag, die Jungfrau zu heilen, kommt er nicht als Engel, sondern in menschlicher Gestalt, wie in unserem rumänischen Text. Und als Medikament bringt er mit sich „Wasser des Paradieses“.

Vermutlich steht auch hinter dem „süßen Trank“ der rumänischen Erzählung etwas Jenseitiges, Himmlisches. Das Mysterium läßt sich nicht mit Worten interpretieren und deuten, doch versteht der schlichte Mensch die symbolische Sprache der Dinge. Das „Wasser des Lebens“ ist ein häufig belegtes Märchen-Requisit, das man zumeist aus dem Jenseits holen muß.

Der Engel unseres Textes muß nichts holen, er verwandelt beim Kochen die Substanz, wenn wir auch nicht genauer erfahren, was sich nun da eigentlich vollzogen hat, wenn aus gekochtem Saatgetreide ein wunderbar schmeckender süßer Trank geworden ist.

Im rumänischen Text bringt der Engel eigentlich nicht die frohe Kunde, sondern er hat eine klärende und heilende Funktion. Anders hingegen ist die Situation in einem bjelorussischen Legendenmärchen. Dort wird zwar der kanonische Wortlaut der Verkündigung frei behandelt, aber es wird zugleich Lukas 1, 26 – 38 mit Matthäus 1, 18 – 24 kontaminiert. Das geschieht auf eine sehr volkstümliche Art und Weise, wie es der folgende Ausschnitt zeigen soll:³⁰⁾

(8) ERZÄHLUNG AUS DEM BJELORUSSISCHEN

Als Maria von Josef adoptiert worden war, verließ sie den Tempel und folgte Josef nach Nazareth. Sie war wie eines seiner Kinder gehalten und sie machte auch täglich ihre Hausarbeiten wie alle anderen Mädchen dort im Dorf.

Zu ihren Pflichten gehörte das Besorgen des Wassers und so war sie gewohnt, täglich früh aufzustehen und mit den Mädchen aus den umliegenden Häusern hinaus vors Dorf zu ziehen, wo eine eingefaßte Quelle – andere meinen auch ein Brunnen – war.

Nun passierte es eines Tages, daß die Jungfrau Maria zur üblichen Stunde sich von ihrem Lager erhoben hat, aber als sie mit den Eimern vors Haus trat, war noch kein anderes Mädchen da: Sie hatten an diesem Morgen alle verschlafen. So ging Maria allein mit ihren Eimern hinaus zur Quelle.

Als sie sich der Quelle näherte, sah sie dort einen Jüngling sitzen, der war strahlend schön und hatte so leuchtende Augen, daß die Jungfrau Maria ihn kaum anzuschauen vermochte.

Maria wünschte ihm einen guten Morgen und fragte: „Bist du von hier?“ – „Nein,“ sagte der Engel, denn ein solcher war der Jüngling, „ich bin nicht von hier. Ich komme von weither, um dir eine Botschaft auszurichten.“ – „Und welche?“, fragte Maria.

„Freue dich, Maria!“ – „Was ist's, worüber ich mich freuen soll?“ – „Der Herr ist dir zugetan und du sollst einen Sohn des Höchsten empfangen.“ – „Aber wie soll das möglich sein? Ich bin ja unvermählt.“ – „Hab' keine Furcht, Maria, ich bin der Erzengel Gabriel. Der Herrgott wird dir ein Kind schenken und du sollst ihm den Namen Jesus geben. Du wirst viel Freude an ihm haben und viel Leid; und er wird sein Volk erlösen.“

Da besann sich Maria kurz, dann sagte sie: „Gut, was Gott will, das soll so geschehen. Aber ich kann doch nicht ... hier ... Wer wird mir glauben? Niemand. Und was wird Josef dazu sagen? Er wird mich aus dem Hause jagen. Was sollte er auch schon sonst tun?“

„Gut,“ sagte der Engel, „ich werde mit dir gehen.“ Und der Engel nahm einen der beiden Eimer und ging vor Maria her zurück ins Dorf.

Als Josef sah, daß Maria in Begleitung eines Burschen allein und ohne die anderen Mädchen vom Brunnen zurückkam, war ihm das gar nicht recht und er wollte Maria ermahnen, sich nicht begleiten zu lassen, vor allem dann nicht, wenn sie nicht noch andere Mädchen bei sich hätte.

Aber als der Jüngling ans Haus kam, blieben Josef seine Worte im Munde stecken. Von dem Jüngling ging ein Licht aus und Josef merkte, daß dies keiner von den üblichen Burschen seines Volkes sei.

Er verbeugte sich vor Gabriel und bat ihn, sein Gast im Hause zu sein. Er führte ihn hinein und sagte: „Ich sehe, du kommst von sehr, sehr weither. Darf ich dir dir Schuhe ausziehen?“ – „Nein,“ sagte der Erzengel, „ich merke, du hast mich erkannt. Ich werde nicht lange bleiben. Ich bin nur gekommen, dir die Botschaft auszurichten: du mögest Maria wie eine Gattin zu dir nehmen. Sie hat von Gott einen Sohn empfangen durch die Kraft des Heiligen Geistes und du sollst dich um Mutter und Kind kümmern.“

Josef schwieg eine Weile, dann sagte er: „Es soll alles so geschehen, wie es der Herrgott will. Nun aber sag mir noch du, wer du selber bist, dessen Gesicht so hell erglänzt.“

Der Jüngling antwortete: „Ich bin der Erzengel Gabriel, der vor Gott steht.“ Und damit verschwand er.

Nun wußte also Josef, was ihm und Maria bevorstand. Er hatte aber keine Ahnung, wie er das den anderen Menschen in Nazareth hätte erklären können. Und er wußte auch, wieviele böse Zungen es im Dorf gab und was man an Verleumdungen sagen könnte.

Und so beschloß er, Nazareth zu verlassen, und in der folgenden Nacht sattelte er seinen Maulesel, lud ihm auf, was er für die Reise brauchte, nahm Maria bei der Hand und machte sich auf, übers Gebirge zu seinen Verwandten Zacharias und Elisabeth zu wandern. Dort wollte er bleiben.

Die Szene der Verkündigung an der Quelle (oder an einem Brunnen) ist uns ebenso aus Apokryphen wie aus zahlreichen Abbildungen bekannt. Die nächtliche Vision Josefs wird hier zu einer tatsächlichen Begegnung mit dem Erzengel. Und aus dem Gang Mariae übers Gebirge wird hier ein kleiner Umzug, fast eine Flucht aus Nazareth.

Unsere bjelorussische Geschichte übergeht zwar Einzelheiten der Wanderung, doch läßt sie das heilige Paar bei den Eltern des künftigen Johannes des Täufers in Kapharnaum ankommen, jenem Ort, der uns sowohl aus Matthäus 4, 13 wie Markus 1, 21, Lukas 4, 31 und Johannes 2, 12 als einer der Ausgangspunkte von Jesu Wirken bekannt geworden ist.

Auch in einer mazedonischen Fassung wird aus dem Gang Mariae übers Gebirge eine gemeinsame Wanderung mit Josef zu den Verwandten Zacharias und Elisabeth. Eine solche Vorstellung geht von dem Gedanken aus, daß Maria allein und ohne Schutz nicht habe jene Gebirgswanderung antreten können, von der wir durch Lukas 1, 39 nur sehr unbestimmt erfahren: „Maria aber machte sich in diesen Tagen auf und ging eilends in das Gebirge in eine Stadt Judas.“

Gerade diese Wanderung und ihre Abenteuer sind es hingegen, welche die mündliche Erzähltradition zu einer Ausschmückung angeregt haben. Manches davon wirkt auf uns geradezu wie eine Vorwegnahme der Flucht nach Ägypten. Das gilt vor allem für syrische und koptische Varianten.

Wir erinnern aber auch an unseren Text (6) aus Mallorca, in dem ebenfalls das Motiv der Wanderung durch eine einsame Gegend und die Begegnung mit einem Jenseitigen aufgerollt wird.

Was sonst wesentlich für den Märchenhelden gilt, bietet hier auch für den Schilderer christlicher Ereignisse einen Ansatzpunkt, über die überkommenen schriftlichen Quellen hinaus lebendige Züge darzustellen.

In manchen Erzählkomplexen, welche die Legenden nicht in kleinere Abschnitte gliedern, sondern Teile der Heilsgeschichte in größeren Zusammenhängen wiederzugeben bemüht sind, heben sich gerade solche Zwischenpassagen mit mehr phantastischen Elementen von den chronikartigen Hauptteilen ab.

Das gilt zum Beispiel auch für die portugiesische Legende, von der wir schon die Empfängnis der hl. Anna – Text (4) – kennengelernt haben (siehe Anmerkung ¹⁴!).

(9) ERZÄHLUNG AUS DEM PORTUGIESISCHEN

Maria hat dort [scil. in Nazareth] zwei Jahre gelebt und das Haus des gerechten Josef versorgt. Und immer früh am Tage ist sie aufgestanden, um an der Quelle Wasser zu holen, denn sie wollte dort sein, ehe die Quelle von den vielen wasserholenden Frauen verunreinigt war.

Um diese Zeit aber hat Gott zum heiligen Erzengel Michael gesagt: „Steige hinunter nach Nazareth zur Jungfrau Maria und sage ihr, daß sie vom Heiligen Geist schwanger werden wird und daß sie einen Sohn gebären soll, der wird Jesus heißen und die Welt erlösen.“

Da entgegnete der hl. Erzengel Michael: „Wird die reine Jungfrau Maria nicht erschrecken, wenn sie mich sieht? Weiß sie doch, daß ich sonst nur komme, um die Seelen abzuholen.“

Darauf Gott: „Gut, so will ich dir den Erzengel Gabriel mitgeben, den ich auch zu Zacharias und Elisabeth senden werde. Du aber sollst mitgehen und die hl. Jungfrau begleiten und beschützen.“

Und so ist es geschehen und wir alle wissen, wie der hl. Erzengel Gabriel Maria erschienen ist. Und wenn er gesagt hat: „Fürchte dich nicht, Maria!“, so ist das gewesen, damit die reinste Jungfrau nicht erschrecken solle beim Anblick des hl. Erzengels Michael. Und wir wissen alle die anderen Worte, die der Engel Gabriel gesagt hat und die wir hier nicht zu wiederholen brauchen.

Und er hat auch gesagt, wie geschrieben steht: „Siehe, Elisabeth, deine Verwandte, auch sie empfing einen Sohn in ihrem hohen Alter und das ist nun der sechste Monat ihrer Schwangerschaft, obwohl sie als unfruchtbar gegolten hat.“

Wie Maria gehört hat, daß ihre Verwandte Elisabeth empfangen habe und einen Sohn gebären solle, ist sie sehr froh geworden. Und sie hat den hl. Erzengel Gabriel gefragt: „Ist es mir erlaubt, daß ich meine Verwandte Elisabeth besuche?“ – Und der Engel hat ihr geantwortet: „Aber ja. Du sollst sie besuchen und du wirst sie besuchen. Siehe: hier der Erzengel Michael ist von Gott zu deinem Begleiter und Beschützer bestimmt worden und er wird bis zur Schwelle des Hauses von Zacharias mit dir gehen.“

Da kehrte die hl. Maria froh [von der Quelle] nach Hause zurück; und nachdem in der Nacht der Engel auch dem gerechten Josef erschienen war, machte sich die heilige Jungfrau am nächsten Tage auf, um ihre Verwandte zu besuchen. Und als sie vor das Haus trat, sah sie einen Jüngling dort stehen, das ist der hl. Erzengel Michael gewesen. Und sie hat sich seinem Schutz anvertraut.

Der Teufel aber, der gewußt hat, daß die hl. Jungfrau schwanger ist und der sie töten wollte, um die Geburt des Erlösers zu verhindern, hat einen seiner Teufel ausgesandt, um der Heiligen aufzulauern. Und dieser Teufel hat sich in eine giftige Schlange verwandelt und hat sich zwischen Steinen neben dem Pfad verborgen, der von Nazareth nach Jerusalem führt. Und als die hl. Jungfrau dort vorbeigegangen ist, hat sich die teuflische Schlange auf die Heilige gestürzt und hat Maria in die Ferse gebissen. Aber der Erzengel Michael hat der Jungfrau Maria zugerufen: „Zertritt furchtlos die Schlange!“ – Und die Heilige ist auf die Schlange gestiegen und hat sie getötet.

Dann hat der Erzengel Michael gesagt: „Zeige deine Ferse her!“ – Und sie hat das getan. Michael aber hat ihre Ferse berührt und sogleich ist alles Gift herausgeflossen, die Wunde hat sich geschlossen und der Fuß war geheilt. Und als sie weitergewandert sind, hat ihnen eine Gruppe böser Männer aufgelauert, die Maria ermorden wollten. Doch der hl. Erzengel Michael hat ihre Augen mit Blindheit geschlagen und anstatt der hl. Jungfrau, haben sie sich gegenseitig umgebracht.

Und so hat der Erzengel Michael auch weiterhin für die Gottesgebälerin gesorgt, sodaß ihr auf der Wanderung nichts zugestoßen ist. Wie sie sich aber dem Hause des Zacharias genähert haben, sagte der Erzengel: „Ich muß nun zurückbleiben. Du aber nimm dieses Kraut des Paradieses! Und wenn deine Verwandte Elisabeth geboren hat, so gibt ihr etwas davon zu essen, denn sie wird von der Geburt in ihrem hohen Alter sehr geschwächt sein und dem Tode nahe. Und wenn du ihr davon zu essen gegeben hast, dann reibe mit dem Rest des Krautes den Körper des Kindes ein: davon wird es stark und gesund werden.“

Und die hl. Jungfrau hat den Erzengel gefragt: „Werde ich dich nicht wiedersehen?“ – „Doch, du wirst mich wiedersehen, wenn du nach Nazareth zurückkehrst; da werde ich dich wieder begleiten, sowie auch am Ende deiner Tage, so wie es Gott will.“

Und als Maria das Haus des Zacharias betrat, da hüpfte das Kind Johannes im Leibe Elisabeths und diese merkte, daß da etwas Besonderes sei. Und sie sagte: „Gepriesen bist du unter den Frauen und gepriesen ist das Kind, das du trägst. Woher wird mir die Gnade, die Mutter meines Herrn bei mir zu sehen? Denn als dein Fuß die Schwelle des Hauses überschritt, hüpfte das Kind in meinem Leibe ganz fröhlich. Selig bist du um deines Glaubens willen, denn nun wird in Erfüllung gehen, was dir vom Herrn verheißen wurde.“

Und Maria blieb bei ihrer Verwandten, bis bei Elisabeth die Wehen einsetzten. Und sie half ihr bei der Geburt und sie gab ihr von dem Kraut des Paradieses zu essen, wie der Erzengel Michael ihr geboten hatte. Und nachdem sie auch das Kind Johannes mit dem Kraut eingerieben hatte, machte sie sich auf den Heimweg. Und mit Hilfe des Engels kam sie gesund und heil nach Nazareth zurück.

Johannes aber wurde der stärkste aller Menschen.

In diesem Text überrascht nicht nur, daß der Auftrag der Verkündigung zunächst dem Erzengel Michael – dem Todesengel in der Vorstellung vieler Völker – erteilt wird, sondern ebenso die Fortsetzung in Form der Begleitung, welche Michael auf der Wanderung zu Elisabeth und wieder zurück nach Nazareth übernimmt. Nach der Meinung von Thordis von Seuss ist die Wanderszene ursprünglich wesentlich ausführlicher gewesen, hier jedoch in eine Kurzfassung gebracht. Ob und wieweit dabei die Tobias-Erzählung aus dem Buch Tobit des Alten Testaments hereingewirkt hat, wird nicht ganz zu klären sein. Gerade der Umstand, daß nicht der Engel Raphael als Begleiter Marias genannt wird, deutet an, daß man die Schilderung des Ganges übers Gebirge vom Buch Tobit deutlich abheben wollte.

Die Gefahren der Reise – man wird auch an unseren katalanischen Text gerade in der dritten und letzten Begegnung der kindlichen Maria mit dem Teufel erinnert – sind in Varianten verschieden. So gerät Maria in einer syrischen Legende auf dem Weg zu Elisabeth in eine Wüste, wo ihr die Gefahr des Verdurstens droht. Dabei wird die Episode breit auserzählt: Maria kommt an einen Brunnen, den kurz vorher eine große Karawane leer geschöpft hat. Da läßt der begleitende Engel einen Regen fallen, welcher nicht nur die Zisterne füllt, sondern der auch alles umliegende Land aufblühen läßt.

Das „Kraut des Lebens“ oder „Kraut des Paradieses“ ist uns aus zahlreichen Märchen geläufig. Meist erweckt es bereits Tote wieder oder heilt Schwerkranke. Die Anwendung bei Schwangeren und das Einreiben eines Kindes mit diesem Wunderkraut ist hingegen höchst selten.

Das Motiv der Wanderung hat dieser portugiesischen Legende eine Akzentuierung gegeben, die über sonst übliche Episoden hinausgeht. Es wird nicht nur vom Rückweg nach Nazareth erzählt, sondern es schließt sich daran fast lückenlos ein neuer Wanderweg, nämlich derjenige, der Maria mit Josef nach Bethlehem führt.

Möglicherweise bestehen Zusammenhänge mit dem portugiesischen Volkstheater, das in Stücken wie „Recitação de Santa Isabel“⁽³¹⁾ das Motiv der Wanderschaft behandelt.

Der Hinweis auf Mariae Gang in „eine Stadt im Bergland Juda“ (Lukas 1, 39) bildet ein Stichwort, das gerade in seinem konkreten Bezug der volkstümlichen Phantasie Anlaß sein mußte, den Reiseweg nachzugehen und mit spannenden Details auszuschnüffeln. Im Verhältnis dazu verblaßt der Abschnitt der eigentlichen Verkündigung durch den Engel Gabriel, zumal hier der kanonische Text den Dialog im Wortlaut vermittelt.



CHRISTI GEBURT

Ms. CLM 23041

Bayerische Staatsbibliothek

D. GEBURT CHRISTI

Über Christi Geburt berichtet Lukas in zwei Versen sehr schlicht: „Und nun begab es sich: wie sie dort [scil. angelangt] waren, überkam sie ihre Stunde, und sie gebär ihren erstgeborenen Sohn. Und sie wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe, da ihnen in der Unterkunft sonst keine Gelegenheit [das Kind zu betten] war.“

Im Proto-Evangelium des Jakobus, im Evangelium des Pseudo-Matthäus, im „Liber de infantia Salvatoris“ und in anderen Apokryphen, wird das geheimnisvolle Geschehen breiter ausgemalt, so wie wir es sowohl aus den Krippendarstellungen mit Ochs und Esel und aus zahlreichen Abbildungen seit dem frühen Mittelalter, aber auch aus der Volkslegende kennen.

Die geschriebenen Legenden rechnen zufolge der Volkszählung mit überfüllten Herbergen und demzufolge mit der Geburt in einem Stall. Die mündliche Überlieferung denkt im Gegensatz dazu eher, Maria habe Bethlehem nicht mehr erreicht, weil die Wehen eingesetzt hätten, oder auch, Maria hätte abseits und in der Stille gebären wollen. Es ist bezeichnend, wie in der Volkslegende sich sachliche Erwägungen mit wunderbaren Erwartungen verbinden.

Als Ort wird schon früh ein Grottenstall angenommen, wie ihn bereits Origines um 250 bezeugt und wie er in der Folge dann durch die Erbauung der Geburtskirche über der Grotte vor dem Südtor Bethlehems durch die hl. Helena (um 320) lokalisiert worden ist.

Die Vorstellung von einer Höhle oder Grotte als Geburtsstätte haben auch nahezu alle Volkslegenden aufgegriffen.

Aufschlußreich und ergreifend sind jedoch Texte, in denen sich die Geburt unter wunderbaren Zeichen im Freien vollzieht. In solchen Fassungen war der Erzähler offensichtlich nicht von geschriebenen oder mündlich tradierten Apokryphen abhängig, sondern von Gesichten und Visionen, deren Originale wir nur zum Teil kennen.

Hierzu zunächst ein Beleg in Gestalt einer armenischen Legende,³²⁾ die nur in unserem Jahrhundert in Umlauf war, zu der jedoch auch eine schriftliche Version existiert haben soll, die wir nicht ausfindig zu machen vermochten.

(10) ERZÄHLUNG AUS DEM ARMENISCHEN

Maria, die hochheilige, stand bereits im 8. Monat ihrer Schwangerschaft, als sie mit Josef aufbrechen mußte, um sich nach Bethlehem zu begeben.

Josef setzte sie auf ein Maultier, ergriff dieses am Zügel und wanderte weit übers Gebirge.

Eines Abends, als es schon zu dunkeln begonnen hat, kamen sie in die Nähe von Bethlehem. Sie wollten gerade noch einen Hügel überqueren und sie wären schon dort gewesen, da: auf dem Weg stand der Engel, den sie schon kannten; der Engel Gabriel.

Er sagte zu Josef: „Hier ist es. Nimm Maria vom Lasttier!“

Josef hielt an und hob vorsichtig Maria vom Maultier. Er wollte etwas sagen, aber er konnte nicht.

Und während es schnell finster wurde, erkannte Josef etwas wie ein Lager am Rande des Weges. Er führte Maria dorthin und bettete sie. Dann wandte er sich um, damit ihm das Maultier nicht davonlaufe.

Er ging also hin, nahm es am Zügel und führte es zu einem überdachten Schafpferch, der in der Nähe war. Dort band er das Tier an, dann ging er, um nach Maria zu sehen. Aber er konnte sie nicht erblicken, denn der Engel hatte seine Flügel weit, weit über sie ausgeschlagen wie ein Zelt.

Während Josef noch stand und dachte, was er machen solle, war es, als finge der Himmel zu brennen an. Ein großes Leuchten wie von Raketen zog sich über den Himmel und die Sterne begannen so hell zu leuchten, daß man sie kaum mehr anschauen konnte.

Und es war, als ob die Sterne zu tanzen anfangen, alle um einen Stern herum, der sich mit einem anderen Stern so eng berührte, als wären beide zusammen ein einziges Gestirn.

Die Bewegung des Himmels machte Josef ganz schwindlig. Er mußte sich hinsetzen und die Augen schließen.

Dann berührte ihn jemand sanft an der Schulter: Es war der Engel. Er hatte ein Kind in den Armen und sagte zu Josef: „Hole die Mutter und bring Maria unter das Dach!“

Der Himmel aber schien Josef wie vorher.

Da holte er Maria und trug sie unter das Dach. Der Engel aber leuchtete wie eine Fackel und die Flamme schlug bis zum Dach empor, ohne es jedoch in Brand zu setzen. Und er leuchtete die ganze Nacht hindurch.

Engel als Geburtshelfer sind in einzelnen Legenden belegt; doch werden sie sonst zwar als Boten und Verkünder des Heilsereignisses erwähnt (Lukas 2, 10 – 15), ohne jedoch unmittelbar und aktiv Anteil zu nehmen.

Daß der Engel der Geburtsnacht leuchtet wie eine Fackel, ohne Hitze ausstrahlen, mag sein Vorbild in Exodus 3, 2 haben: „Der Engel des Herrn erschien ihm in einer Feuerflamme, mitten aus einem Dornbusch heraus. Und siehe da: der Dornbusch brannte zwar, wurde aber vom Feuer nicht verzehrt.“

Das Bild des flammenden Engels findet sich freilich – wie wir sehen werden – in Erzählungen von der nächtlichen Flucht nach Ägypten. Doch gibt es auch Spuren in Legenden über die Geburt in einer dunklen Grotte, die von Engeln erhellt sind.

Der rumänische Dichter Lucien Blaga (1895 – 1961) hat diese Szene aus der mündlichen Tradition in einem schlicht-eindringlichen Gedicht „Colindă“ festgehalten:

„Es schläft dort im Stalle
Das Kindlein ohne Vater.
Und das Mütterchen, seine Mutter,

Beklagt sich bei den Ochsen immerfort,
Daß sie ein Kind geboren in Bethlehem;
Sie hat keine Windeln aus Leinen,
Kein Wasser hat sie und sie hat kein Wickelkissen;
Weder ein Talklämpchen hat sie, noch einen Paten.
Josef hat den Reifen von seinem Haupte
An den Nagel in der Wand gehängt
Und ist fortgegangen, wer weiß wohin,
Und im Dorfe bellen ihn die Hunde an.
Schwarz ist die Nacht, lang währt die Stunde.
Das Mütterchen sitzt neben dem Kindlein.
Um ihnen die Langeweile zu vertreiben,
Ist ein hoher Engel zu ihnen herabgestiegen.
Und in der Dunkelheit hat er absichtlich
Seine Finger angezündet.
Es brennt der Engel des Herrn
Wie eine Talkkerze.“

Auch die bjelorussische Erzählerin Ludmilla Lywinowa, deren Legende von der Verkündigung wir bereits kennengelernt haben, folgt in ihrer Schilderung der Geburt Christi dem Zug, das heilige Ereignis im Angesicht der Schöpfung vor sich gehen zu lassen. Befragt, woher sie diese eigenartige Szenerie habe, die sicher nicht ihrer persönlichen Phantasie entsprungen war, berief sie sich darauf, die Geschichte von einer Großtante, einer Nonne, gehört zu haben: „Sie hat alles selbst gesehen und gehört.“³³⁾

(11) ERZÄHLUNG AUS DEM BJELORUSSISCHEN

In jenen Tagen, als man in Judäa eine Volkszählung vornehmen wollte, mußte sich jeder Mann dort melden, woher er stammte. Josef aber stammte aus Bethlehem und so mußte er dorthin gehen, auch wenn er lange Jahre in Nazareth gelebt hatte.

Er brach von Kapharnaum auf und ritt auf einem Maultier – und Maria auf einem zweiten – durch das Jordantal und dann ins Gebirge hinauf in Richtung Bethlehem. Er ritt langsam und vorsichtig, denn die Jungfrau Maria war schwanger. So kamen sie nur langsam vorwärts.

Und eines Abends, als es dämmerte, waren sie noch immer ein gutes Stück von Bethlehem entfernt.

Josef drehte sich um nach Maria und da sah er sie abwechselnd lachen und weinen. Und er fragte die Allheilige: „Warum lachst du abwechselnd und weinst du?“

Sie antwortete darauf: „Ich sehe große Freuden kommen und große Leiden.“ – Das war, weil sie an ihren Sohn dachte.

Josef aber meinte, sie litte unter Schmerzen – und tatsächlich war sie recht müde – und hielt an, half ihr vom Maultier, breitete am Hang eine Decke aus und half Maria, sich dort hinzulegen.

Dann ging er, die Tiere anzubinden und das Nachtmahl zu richten. Er zündete ein Feuer an und kochte ein Getränk für Maria. Und als es fertig war, goß er es in einen Becher und wollte es der gepriesenen Jungfrau bringen. Aber er konnte sich auf einmal nicht mehr rühren. Und sein Blick erfaßte einen Vogel, der ganz nahe still mit gespreizten Flügeln in der Luft stand. Und Josef dachte: „Warum fällt er nicht herunter, wenn er doch nicht die Flügel schlägt?“

Und dann konnte er den Blick etwas heben und er sah, daß der ganze Himmel wie in Flammen stand. Und obwohl das Licht sehr hell war, so blendete es Josef doch nicht. Und er betrachtete verwundert und entzückt das schöne Licht.

Nach einer Weile – Josef kam es vor, als seien Stunden vergangen – sah er wieder nach dem Vogel und dieser stand noch immer still in der Luft.

Dann blickte Josef auf die Erde und da sah er, daß sich alles mit blühenden Blumen bedeckt hatte, wo vorhin noch das Gras verdorrt gewesen war.

Und als Josef noch über dieses neue Wunder nachdachte, kam ein warmer Windhauch und eine Stimme rief ihn an.

Nun konnte er sich wieder bewegen und er ging dorthin, wo er Maria auf das Lager gebettet hatte. Und auch der Vogel begann mit den Flügeln zu schlagen und flog davon.

Und als Josef bei Maria angekommen ist: da hielt sie ihm den soeben geborenen Sohn entgegen. Unser Herr Jesus Christus war zur Welt gekommen.

Nun verstand Josef die Wunder und daß alles so kommen mußte und daß die Blumen aufblühen mußten und daß der Himmel erglänzen mußte wie ein gewaltiges Feuer.

Und er gab Maria den Becher, dann aber ging er, um Wasser zu holen und der Himmel leuchtete ihm auf den Weg.

In dieser Erzählung findet nicht nur die Geburt Christi wieder unter freiem Himmel und ohne jeden Beistand für Maria statt, sondern wunderbare Erscheinungen begleiten das heilige Ereignis. Das Motiv vom Aufblühen der Blumen in der Christnacht ist in vielen Landschaften verbreitet, auch im Alpenraum und im deutschen Sprachgebiet. Ebenso sind die Zeichen am Himmel für viele Geburtslegenden bedeutsam. Hingegen ist die etwas unbeholfene Beschreibung vom Stillstehen der Zeit sehr selten, wenn sie auch Vorläufer im Alten Testament besitzt, wo es freilich die Sonne ist, die stillsteht. Zeitlichkeit und Zeitlosigkeit oder Ewigkeit krönen die Geburt Jesu und die Erzählerin kann das Abstrakte nur in einem schlichten Bild andeuten. Im übrigen finden Teile unseres bjelorussischen Textes Parallelen wiederum beim ukrainischen Dichter Taras Ševčenko, der möglicherweise auf eine Legende seiner Heimat zurückgegriffen hat.

Dazu wenigstens im Auszug einen Teil dieser Szene:³⁴⁾

„... Josef nahm
 Ein Matzebrot aus seinem Bündel,
 Gab's ihr und sagte: ‚Hier, mein Kindel,
 Solang was da ist, stärke dich!
 'S ist weit noch. Meine alten Glieder
 Wolln Ruhe auch; es schläfert mich.‘
 Sie ließen sich am Wegrand nieder
 Zur Mittagsrast. So sitzen sie.
 Die gute Sonne neigt sich wieder
 Geschwind zum Horizont. Und sieh!
 Verschwunden ist sie und es dunkelt.
 O Wunder über Wunder! Nie
 Sah Mensचनाuge solch Gefunkel!
 Der heil'ge Zimmermann erschrak:
 Am Himmel droben, grad entgegen
 Der Sonne, wo Bethlehem lag,
 Flammte ein feuerroter Besen!
 Hell war die Steppe, wie am Tag.
 Maria aber lag am Wege,
 Denn eines Sohns war sie genesen,
 ...“

In anderen Legenden findet die Geburt des Erlösers statt, während Josef eingeschlafen ist, so beispielsweise in einer georgischen Fassung, in der Josef und Maria sich in einer Grotte zur Nachtruhe niedergelassen haben; als Josef aus dem Schlafe – und zugleich aus einem Traumgesicht – erwacht, sieht er, daß Maria inzwischen ihren Sohn zur Welt gebracht hat.

Bilder und Ikonen haben diese Vorstellungen festgehalten.

Enger an Apokryphen schließt sich ein rumänisches Legendenmärchen an, das freilich dem Motiv von der ungläubigen Hebamme, welche ihre Hände verliert, weil sie nicht an die jungfräuliche Mutterschaft Marias glaubt, sie jedoch dann wunderbar wieder erhält, ein Motiv vom Verbot, bei der Geburt zu helfen, entgegensetzt.

Zunächst der Text:³⁵⁾

(12) ERZÄHLUNG AUS DEM RUMÄNISCHEN

Man sagt, daß die Juden, die die Jungfrau Maria nicht leiden konnten, sie, als sie nahe vor der Geburt unseres Herrn Jesus Christus stand, auf jede Art zu verspotten begannen. Als die Jungfrau Maria das sah und den Spott nicht mehr ertragen konnte, verließ sie die Stadt, in der sie bis dahin gelebt hatte und ging nach Bethlehem.

Sie hoffte, es so vermeiden zu können, daß ihr irgendein Unglück zustoße.

Es war in der Dämmerung, als sie in Bethlehem ankam. Sie trat in ein Haus am Rande der Stadt und bat den Hausherrn, der Crăciun [sprich: „Kret-

schún“], das heißt „Weihnachten“ hieß, sie zu beherbergen. Da Crăciun aber nicht genug Platz in seinem Hause hatte, um sie aufzunehmen und über Nacht zu beherbergen, sagte er ihr, sie möchte in den Stall gehen und dort in der Krippe schlafen.

Was sollte die arme Jungfrau Maria tun? Sie war gezwungen, in den Stall des Crăciun zu gehen, in dem sich ein paar Pferde und ein paar Ochsen befanden. Dort legte sie sich in die Pferdekrippe.

Die Pferde aber, wie Pferde eben sind, scharften die ganze Nacht hindurch im Heu, traten von einem Fuß auf den andern und bliesen ihren kalten Atem aus den Nüstern auf sie, so daß sie kein Auge zutun und nicht gebären konnte.

Als dies die Jungfrau Maria merkte, wurde sie unwillig und verwünschte die Pferde: „Seid verwünscht, ihr Pferde! Das ganze Jahr hindurch sollt ihr nicht satt werden, nur an einem Tag im Jahr und dann auch nur für eine Stunde, wenn ihr einen Weg gemacht und wenn ihr Wasser getrunken habt.“

Als sie diese Worte gesagt hatte, stand sie von der Pferdekrippe auf und legte sich in die Krippe der Ochsen. Die Ochsen fraßen noch ein wenig, nachdem sich die Jungfrau Maria in ihre Krippe gelegt hatte, dann machten sie das Kreuz und schliefen ein. Ihr warmer Atem ging über die Jungfrau hinweg. Darüber freute sie sich und segnete die Ochsen: „Seid gesegnet, Ochsen! Das ganze Jahr hindurch sollt ihr so viel fressen, bis ihr satt seid. Dann sollt ihr euch hinlegen, wiederkäuen und einen warmen Atem haben!“

Und als sie diese Worte gesagt hatte, wurden die Tiere noch stiller.

Bald darauf überfielen Maria die Geburtsschmerzen. Sie erwachte aus dem Schlaf und sah sich um. Da sah sie eine Menge Kerzen auf den Balken stehen, an welche die Ochsen gebunden waren, eine leuchtete schöner als die andere. Der Stall stand in festlichem Licht, schöner noch als eine Kirche. An den Rändern der Krippe aber brannten Weihrauch und Myrrhe, die ihren angenehmen Duft in alle Teile des Stalles ausströmten. Es war dies ein Zeichen dafür, daß bald darauf der Erlöser der Welt geboren werden sollte, unser Herr Jesus Christus.

Gerade zu dieser Zeit trat die Hauswirtin, Crăciuneasa genannt, aus dem Hause und entsetzte sich, als sie den Stall in einem Lichteermeer sah. Sie dachte, er brenne und wollte rasch in das Haus zurück, um ihren Mann zu Hilfe zu rufen. Maria aber, die gehört hatte, wie sich jemand dem Stall näherte, ließ sie nicht weggehen, sondern rief Crăciuneasa und bat sie, ihr bei der Geburt behilflich zu sein. Die Frau des Crăciun antwortete ihr aber, sie dürfe nicht kommen, denn ihr Mann habe es ihr streng verboten, noch einmal bei einer Geburt zu helfen und ihr gedroht, ihr beide Hände abzuschneiden, wenn sie sein Verbot überschreite.

„Komm, komm, er wird dir die Hände nicht abschneiden!“, bat Maria wieder. Da merkte Crăciuneasa, daß nicht mehr viel Zeit zu Gesprächen sei, trat in den Stall und half ihr bei der Geburt.

Dann hoben sie den Herrn Jesus Christus auf, wickelten ihn in Windeln aus feinem Linnen und gaben ihn in ein Steckkissen aus Seide, das mit goldenen Bändern zusammengehalten war. Auf das Haupt setzten sie ihm eine Mütze aus Samt.

Dann legte ihn die Crăciuneasa neben seine Mutter und bedeckte ihn mit etwas Heu, damit er sich nicht erkälte.

Anschließend kehrte sie in ihr Haus zurück und sagte zu ihrem Mann: „Ich habe ein Enkelchen zur Welt gebracht!“

Crăciun aber, der ein sehr bösertiger und leidenschaftlicher Mensch war, wurde aus Wut über sie rot wie ein Krebs, als er hörte, daß sie sein Verbot übertreten hatte. In seinem schrecklichen Zorn schlug er ihr mit der Axt beide Hände ab und schrie: „Habe ich dir nicht ein für allemal verboten, noch einmal bei einer Geburt behilflich zu sein? Du aber hast nicht gehorcht! Jetzt verrichte noch einmal Hebammendienste!“

Die Crăciuneasa lief in ihrem Schrecken zur Muttergottes und klagte ihr, daß ihr Mann ihr die Hände abgeschnitten habe, weil sie nicht gehorsam gewesen sei und ihr behilflich war.

Die Muttergottes hatte Mitleid mit ihr, als sie die Armstümpfe sah und sagte: „Geh rasch und bring mir die Hände her!“

Die Wirtin kehrte rasch um, hob mit den Armen die auf dem Boden liegenden Hände auf und trug sie zur Muttergottes. Maria nahm sie, legte sie an die Armstümpfe und forderte die Wirtin auf, sie unter ihr Kind zu legen, das heißt unter unseren Herrn Jesus Christus.

Das tat Frau Crăciuneasa und siehe da: Ihre Hände wuchsen wieder an und wurden viel gesünder und schöner, als sie vorher gewesen waren; denn kraft der göttlichen Gewalt unseres Herrn Jesus Christus wurden sie bis an die Ellenbogen aus Gold.

Die Wirtin schlug vor Freude in ihre Hände, die sie nun wieder hatte. Sie lief in das Haus, klatschte in ihre Hände und sagte zu ihrem Mann: „Sieh, was für Hände mir mein Enkel anstelle derer gegeben hat, die du mir abgeschlagen hast!“

Als Crăciun sie mit den goldenen Händen sah, sagte er voll Staunen: „Sehr gut! Sage mir aber auch, wer dieser Enkel ist und wie seine Mutter heißt, damit ich es auch weiß!“

Frau Crăciuneasa aber wußte nichts anderes zu sagen, als daß sie, nachdem er ihr die Hände abgeschlagen habe, zu der Frau, der sie bei der Geburt behilflich gewesen war, zurückgekehrt sei und daß sie und ihr Sohn ihr die Hände geheilt hätten. Sie erzählte weiter, daß in dem Stall, in dem jene Frau geboren habe, Lichter, Weihrauch und Myrrhe brannten und daß es dort wunderbar schön sei. Man sehe, daß diese Frau niemand anders sein könne als die Jungfrau Maria und ihr Kind unser Herr Jesus Christus.

Als Crăciun auch das noch hörte, entsetzte er sich sehr. Er war voll Furcht, daß ihn die Strafe Gottes für seine unmenschliche und blutige Tat treffen werde. Ohne Aufenthalt ging er in den Stall, fiel vor der Muttergottes in die Knie und bat sie um Verzeihung. Er sagte ihr, daß er nicht gewußt habe, wer sie sei und daß er seiner Frau deshalb die Hände abgeschlagen habe; aber was er getan habe, würde er nie mehr tun.

Die Muttergottes lag in der Krippe und hielt ihren Sohn Jesus in den Armen. Als Crăciun so inständig um Verzeihung bat, erhörte sie ihn.

In den Apokryphen ist es die Hebamme, die an der Jungfräulichkeit Marias zweifelt und zur Strafe die Hände (oder ihren Gebrauch) verliert – und später wieder geheilt wird. Für das volkstümliche Empfinden sind solche Zweifel irrelevant. Die Schuld liegt nicht bei der Hebamme, sondern bei deren Gatten und alles spielt sich nicht auf der Ebene des Glaubens oder Nichtglaubens ab, sondern im Bereich der Güte und Menschlichkeit erfüllen sich die Schicksale.

In der Volkserzählung liegt das Interesse auch weniger beim konkreten Vorgang der Geburt des Erlösers, als bei den Zeichen, die sich dabei abspielen, sei es nun am Firmament oder auf der Erde.

Ganz zweifellos sind Einzelheiten davon bereits in den Apokryphen vorgebildet – so lesen wir etwa im „Liber de infantia Salvatoris“ kap. 72: „In illa hora requieverunt omnia silentio maximo cum timore. Nam et venti cessaverunt non dantes flatum suum, necque aliquis ex foliis arborum motus est necque aquarum sonitus auditus est, neque moverunt se flumina ...“ – doch handelt es sich nicht um eine Übernahme solcher Eindrücke – wie Stillstand der Zeit und immenses Schweigen der Natur – sondern um parallele Gefühle und Impressionen. Schreiber der Apokryphen und volkstümliche Erzähler treffen sich hier in ihren Vorstellungen und Intuitionen.

Es gibt einen ganzen Kranz von Einzellegenden, die irgendein wunderbares Geschehen aus der Nacht berichten, da der Erlöser geboren worden ist; es betrifft alle Elemente: das Feuer, das am Himmel aufflammt (oder im Stall, ohne etwas in Brand zu setzen), die Erde, die aufblüht (oder erbebt), Luft und Wasser, die stillstehen.

Derlei auszudrücken, vermochte nur die gesprochene Legende, da die Kraft des Bildes in allem beschränkt ist, was nicht statisch sich dem Blick bietet. Hier reicht das Wortsymbol zweifellos über das Bildsymbol hinaus.



ANBETUNG DER HEILIGEN DREIKÖNIGE

Ms. CLM 23041

Bayerische Staatsbibliothek

E. HULDIGUNG DER MAGIER (KÖNIGE)

„Das Fest der Erscheinung des Herrn war zuerst dazu bestimmt, der Idee der verschiedenen Offenbarungen Gottes an die Menschen in der Person des fleischgewordenen Wortes Feierlichkeit zu verleihen. Es war nicht in erster Linie das Gedächtnis historischer Ereignisse (wie Ostern oder Pfingsten), sondern ein ideelles Fest, die Ankündigung der Fleischwerdung des Herrn sowie seiner geheimnisvollen Verbindung mit der Menschheit ... Es bezog sich auf manche Ereignisse aus dem Leben des Herrn, in denen sich diese Verbindung auf eine besondere Weise geoffenbart hatte ...“³⁶⁾

Edelby zählt unter den Ereignissen auf: die Geburt des Herrn, die den Hirten zuteil gewordene Verkündigung, die an die Weisen ergangene geheimnisvolle Ankündigung und die Taufe Jesu im Jordan. Nach Meinung von Schmitt/Rajewski³⁷⁾ gehörte hierzu auch noch die Verkündigung an Maria und im Ostsyrischen hatte zeitweise der 6. Januar diese Bedeutung.

Als im 4. Jahrhundert die Feier der Geburt auf den 25. Dezember verlegt und als selbständiges Fest begangen wurde, blieb dem 6. Januar nur noch die Bedeutung als Huldigung der Magier im Westen und als Taufe im Jordan im Osten.

Wo man akzentuiert an der Theophanie in Form der Verkündigung an Maria festgehalten hat, scheint das Fest der Geburt mit der Annäherung an eine historische Feier auf Anfang Oktober verlegt worden zu sein (siehe Vezin!³⁸⁾), was eine Verschiebung von Epiphanie im Sinne der Huldigung der Magier auf einen Termin im Dezember bewirkt hat.

Von der Anbetung der Weisen berichtet Matthäus 2, 1 – 12. Die meisten Apokryphen behandeln diese Episode auffallend karg. Nur relativ späte Texte – wie das armenische Kindheit-Jesu-Evangelium und eine äthiopische Version des Proto-Evangeliums – berichten sowohl von der Zahl der Magier, wie von ihren Namen (Kaspar, Melchior, Balthasar beziehungsweise Tanisuram, Malik und Sissebâ). Diese Dreier-Version hat sich dann – auch in Anlehnung an die Dreierzahl der Geschenke (Gold, Weihrauch, Myrrhe) durchgesetzt, obwohl in außerhalb der Apokryphen festgehaltenen Bemerkungen von vier, acht, ja sogar zwölf Weisen die Rede ist. Das Schwanken hinsichtlich der Zahl ergibt sich auch nach Santos Otero³⁹⁾ in den alten bildlichen Darstellungen: „Die alten und frühchristlichen Monumente schillern sehr: in den Darstellungen der Katakomben erscheinen zwei, drei und vier.“

Wie nun die Apokryphen auffallend zurückhaltend sind, so hat auch die mündliche Erzähltradition nur recht spärlich über die Dreikönigs-Geschichte mitgeteilt. Möglicherweise liegt ein Grund darin, daß ihr Inhalt mehr in lyrischer oder dramatischer Form lebendig geblieben ist. Das gilt bekanntlich bis in die Gegenwart hinein, wo manche Dreikönigsbräuche neubelebt worden sind. (Näheres bei Richard Beitzl,⁴⁰⁾ dort auch bibliographische Hinweise.)

In einzelnen Landschaften haben sich zwar Prosa-Erzählungen erhalten, doch gehen sie meist auf Dreikönigs-Spiele zurück.

Zu den wenigen eigentümlichen und originellen Texten, die wir betreffend die Huldigung der Magier kennen, gehört eine arabische Legende, die Paul Chantrain gelegentlich einer Exkursion 1965 in Mossul aufgenommen und aus dem Arabischen ins Französische übertragen hat.⁴¹⁾

(13) ERZÄHLUNG AUS DEM ARABISCHEN

Man erzählt sich, daß in jener Zeit, als Jesus Christus geboren worden ist, man am Himmel ein großes Sternbild hat aufleuchten sehen. Es waren zahllose Sterne, die sich wie ein Band über das Firmament erstreckten und die man nur in der Nacht erblicken konnte. Und dieses Band war wie der Umriß eines großen, großen Engels.

Und man sagt, dieser Engel habe ganz leise gesungen, jedoch in einer Sprache, die man nicht verstehen konnte. Es war die Sprache des Himmels und nur wenige weise Männer – Priester – konnten sie verstehen.

Und als sie den Gesang hörten, eilten sie ins Freie, erkannten den Engel und wußten, daß der Messias geboren war.

Und sie brachen noch in der gleichen Nacht auf, um den Ort zu suchen, wo das göttliche Kind die Erde betreten habe. Und es waren vier Männer, welche das Lied des Engels verstanden hatten: einer aus Indien, einer aus Persien, einer aus Arabien und einer aus dem Lande vom Untergang der Sonne.

Und ich weiß nicht, wieviele Tage und wieviele Wochen sie gereist sind. Sie konnten nur nachts reiten, denn am Tage war der Engel unsichtbar.

Und obwohl die vier Männer aus so fernen Ländern stammten, konnten sie doch miteinander reden, denn es waren Weise.

Und es sagte einer davon zu den anderen: „Brüder, die ihr von Gott geweckt wurdet, sagt mir: Was wollt ihr dem Königskind als Gabe bringen? Ein jeder möge sprechen, damit wir es wissen und damit wir sonst noch etwas besorgen können, wenn es fehlt.“

Und es sagte ein Zweiter: „Bruder, der du der älteste und weiseste von uns bist, gut hast du gesprochen. Und sieh, was ich dabei habe, um es dem heiligen Kind darzubringen: Gold.“

Da sagte derjenige, der zuerst gesprochen hatte: „Gut hast du getan, Bruder; denn das Gold wird man brauchen, denn das Kind und seine Eltern werden fliehen müssen. Wußtest du das?“ – „Nein, das wußte ich nicht, Bruder.“

Und der Älteste sagte zum Dritten: „Und du, was führst du bei dir?“ – „Ich, Bruder, habe ein Säckchen voll kostbarem Weihrauch.“ – „Es ist gut.“

Und er sagte zum Vierten: „Und was hast du mitgenommen?“

Da wickelte jener ein Gefäß aus einem Bündel Leinen, zeigte es den anderen und sagte: „Leinen und Myrrhe.“ – „Du denkst weit,“ sagte der Älteste, „und du tust gut daran.“

Da sagte der Zweite von den Weisen: „Du aber, Bruder, nun sag’ du, nachdem wir dir alles gezeigt haben, woher du kommst und was du als Geschenk für den Messias bringst.“

„Ich,“ sagte da der Älteste, „ich komme von Indien her, und von dort ist auch meine Gabe: schaut her! Ein Buch!“

„Ein Buch, ein Buch!“, riefen die anderen Weisen erstaunt. „Ein Buch! Was ist's damit? Was steht darin?“

„Es ist das Buch der frohen Botschaft,“ sagte der Älteste, in ihm ist alles aufgezeichnet, was Gott den Menschen nach dem Fall Adams vorausbestimmt hat. Ein Engel hat es geschrieben und einem meiner Ahnen übergeben. Von diesem Vorvater ist dann das Buch über viele Geschlechter bis auf mich gekommen. Und ich werde es nun dem himmlischen Kinde übergeben und in dessen Händen wird es bleiben, bis sich alles erfüllt hat. Und dann wird man die Botschaft allen Menschen verkünden.“

So sprachen die vier Weisen untereinander. Und dann brachen sie wieder auf und einige Nächte später erreichten sie Bethlehem, wo sie das Kind und seine Eltern fanden. Und der Engel zeigte sich nicht mehr am Himmel.

Und nachdem die Weisen ihre Gaben überreicht und das Kind angebetet hatten, reisten sie wieder in ihre Heimat zurück, ein jeder in das Dorf, aus dem er gekommen war.

Und das Buch der frohen Botschaft blieb in den Händen des Kindes, bis sich alles erfüllt hatte.

Und heute haben wir Abschriften davon in aller Welt.

Diese Erzählung gibt uns den Schlüssel nicht nur für manche bildliche Darstellung der Huldigung der Weisen – bei denen nicht immer die Zahl der „Könige“ deutlich zu erkennen ist – mit der Übergabe des Buches. Auf dem Bild in Sta. Maria Maggiore in Rom sitzt dabei das Christkind auf einem Thron, sonst befindet es sich meist auf dem Schoß oder in den Armen seiner Mutter.

Die Tradition hat volkstümlichen Abbildungen dieser Szene bis ins 19. Jahrhundert herauf⁴²⁾ die Bildunterschrift „Frohe Botschaft“ (im angeführten Beispiel rumänisch „Buna Vestire“) mitgegeben, was sich auf das geheimnisvolle Buch, das Evangelium, bezieht. Woher die Quellen zu dieser Vorstellung stammen, ist unklar; doch ist in manchen gnostischen Schriften von mysteriösen Büchern die Rede. Im volkstümlichen Erzählbereich scheint dieses Motiv sich jedoch weitgehend verloren zu haben, während es in der Bildardarstellung fortgelebt hat.

Eigentümlich ist unserer Textfassung auch, daß von Herodes gar nicht die Rede ist und daß an die Stelle der abstrakten astrologischen Aussage ein Engel tritt, welcher den Weisen, die ihn allein verstehen können, die Geburt des Erlösers verkündet. Von der Sprache der Engel erzählt uns in anderem Zusammenhang eine äthiopische Legende.⁴³⁾ Dabei wird ebenfalls ein Weiser von der Geburt Christi informiert, aber als er die Worte des Engels aufzeichnen will, erlischt die Schrift immer wieder, so oft er den Text auch niederschreibt. Da begreift er, daß es sich um ein Geheimnis handelt, das er nicht niederschreiben soll. Er macht sich auf die Reise und an der Wiege des Erlöserkindes findet er einen anderen Weisen, dem genau das Gleiche pas-

siert ist. Und es heißt: „Und er erkannte im anderen sich selbst wie in einem Spiegel.“

Wir haben am obigen Text gesehen, daß sich die Weisen als „Brüder“ ansprechen, obwohl sie offensichtlich nicht miteinander verwandt sind. Nun gibt es jedoch Legenden, in denen die „Könige“ in der Tat leibliche Brüder sind. Möglicherweise geht das auf bestimmte Apokryphen zurück – wie die armenische Version des Kindheit-Jesu-Evangeliums –, wo (ganz märchenhaft) von drei Brüdern die Rede ist.⁴⁴⁾ Santos Otero vermerkt auch, daß hier die Weisen erstmals in die Kategorie von „Königen“ – von Persien, Indien und Arabien – eingewiesen werden.

Um echte Brüder handelt es sich auch in einer eigentümlichen spanischen Legende, die zwar im Gegensatz zur armenischen Kindheit-Jesu-Geschichte auf Namen verzichtet, dagegen an der Dreizahl festhält und eine merkwürdige vierte Gabe damit verbindet: einen Stab, dessen Holz aus dem Paradies stammt und aus dessen Stamm später das Kreuzesholz werden soll.

Spuren dieses Motivs finden sich auch im Orient, jedoch – soweit wir es zu übersehen vermögen – nur in schriftlichen Aufzeichnungen und nicht in der mündlichen Überlieferung. Doch wäre es unzulässig, hier ex silentio zu schließen, daß diese Vorstellung nicht mehr lebendig sei.

In Spanien ist das Interesse an der Episode der „Drei Magier“ seit dem Mittelalter bezeugt und ein Dreikönigs-Spiel steht an der Schwelle der spanischen Literatur. Die Zusammensetzung so gegensätzlicher Elemente, wie sie die folgende Legendenversion zeigt, ist jedoch selten. Der Text wurde zwar im Jahr 1952 aufgenommen,⁴⁵⁾ doch scheint der eigenwillige Sinnzusammenhang älter zu sein; das läßt sich auch daraus erschließen, daß es Varianten dazu in einem mexikanischen Volksschauspiel⁴⁶⁾ gibt, das auf eine ältere Tradition zurückgreifen dürfte. Im Mexikanischen greifen freilich mythische und burleske Inhalte ineinander über, während die spanische Volks Erzählung trotz der dunklen Hintergründe sich den Anschein einer seriösen Historie gibt.

(14) ERZÄHLUNG AUS DEM SPANISCHEN

Es waren einmal – so sagt man – drei Brüder, die einander so innig liebten, daß sie, bereits alle verheiratet, dennoch zusammen geblieben sind, ihre Herden gemeinsam gehütet und ihren Besitz gemeinsam verwaltet haben.

Das alles war – so sagt man – um die Zeit, als Christus geboren worden ist.

Und als in der Geburtsnacht des Erlösers sich ein großer Stern über Bethlehem zeigte, da sahen ihn auch jene drei Brüder, die im Orient waren. Zuerst sah der älteste der drei den Stern und er holte seine Brüder und zeigte ihn ihnen.

Und nachdem sie lange den seltsamen Stern betrachtet hatten, sagte der Älteste: „Es ist so weit; die Zeit ist gekommen, die Zeit hat sich erfüllt: der große König, der Herr der Herrscher, ist geboren worden. Wir müssen hin zu ihm und ihm unsere Gaben bringen.“

Die anderen beiden Brüder stimmten ihm zu und sie gingen zunächst zu einem nahen Gebirge. Dort in einer Höhle war versteckt und vergraben, was von Alters her dem Messias bestimmt und zugedacht war.

Und die beiden jüngeren Brüder gruben dort mit ihren Schaufeln, bis sie auf eine Truhe stießen. Und nachdem sie das Loch groß genug gemacht hatten, hoben sie die Truhe heraus, damit der Älteste sie öffnen könne.

Und während ein Bruder die Fackel übernahm, mit der bisher der Älteste ihnen geleuchtet hatte, öffnete dieser selbst die Truhe. Und sie fanden darin einen Beutel mit Gold, eine Schale mit Weihrauch, ein Gefäß mit Myrrhe – und ... und einen Stab, einen Knüppel aus Holz.

Sie konnten sich wohl denken, was es mit Gold, Weihrauch und Myrrhe für einen Bezug habe. Aber sie konnten sich absolut nicht denken, was das göttliche Kind mit dem Stock aus Holz machen sollte.

„Nun,“ sagte der Älteste, „es ist nun einmal so, wie es ist. Und unsere Weisung lautet: Alles, was in der Truhe ruht, soll dem kommenden König der Herrlichkeit gebracht werden.“

Sie nahmen also die Schätze, trugen sie zu ihrem Haus und am nächsten Tag luden sie alles auf Saumtiere, nahmen Abschied von ihren Familien und reisten ab.

Sie hatten eine lange Reise vor sich, Wochen und Monate. Man weiß nicht genau, wie lange sie unterwegs gewesen sind, denn in der Schrift ist darüber nichts berichtet. Wohl aber weiß man, daß sie zuerst in Jerusalem und beim König Herodes gewesen sind.

Und endlich sind sie nach Bethlehem gelangt, denn der Stern, der ihnen zuvor entschwunden schien, ist auf einmal wieder aufgetaucht.

Und sie waren voll der Freude, als sie in das Haus gekommen sind, wo die heilige Familie gewohnt hat. Und sie warfen sich auf den Erdboden, beteten das göttliche Kind an und dann gaben sie den Eltern ihre Gaben: Gold, Weihrauch, Myrrhe und den Knüppel, den Stab, dieses Stück Holz. Und sie waren in Sorge, daß man es ihnen übel nehmen könne und so sagte der Älteste zu Josef: „Verzeih! Aber wir haben den Auftrag von unseren Voreltern übernommen, alles, was in einer Truhe enthalten sei, die in einer bestimmten Höhle vergraben liegt, dem Messias zu überbringen; und nun: das ist alles und dabei ist auch dieser Stab.“

Der hl. Josef, der wohl merkte, daß sie irgendwie verlegen waren, sagte: „Nun, ihr Lieben. Es ist nun einmal der Wille des Himmels und man wird schon sehen, zu was alles gut ist.“

Und er dankte ihnen sehr herzlich für alles, bewirtete sie und dann zogen sie wieder in ihre Heimat zurück.

Der hl. Josef wußte zunächst nicht, was er mit dem Stock machen sollte, für was er gut sein könne; und er lehnt ihn im Vorhof des Hauses an die Mauer.

Aber als er am nächsten Tag den Stock wieder holen wollte, da hat er gesehen: Der Stock hat Wurzeln geschlagen, er beginnt, Blätter zu treiben. Und dann sind Zweige gewachsen und dann Äste und eines Tages war der Stab zu einem großen Baum gewachsen.

Und es geht das Gerücht, daß aus diesem Baum einmal das Holz genommen worden ist, mit dem man das Kreuz gemacht hat, um unseren Herrn Jesus Christus daran zu hängen.

So sagt man. Aber vielleicht war alles auch anders.

Diese einschränkende Bemerkung zum Schluß deutet an, daß der Erzähler hier nicht einen historischen Bericht weiterzugeben vermeint, sondern daß er – nicht ganz frei von Skepsis – Gehörtes weitererzählt.

Von Schätzen, die bereits Adam aus dem Paradies mitnehmen durfte und die dann lange vergraben waren, wissen manche Apokryphen. Ebenso begegnen wir dem Holz des Kreuzes, das seine Herkunft vom Paradies her hat, in gewissen Texten, denen vor allem Émile Turdeanu⁴⁷⁾ nachgegangen ist. Man gewinnt den Eindruck, daß auch der obige Legendentext nur einen Ausschnitt aus einem ursprünglich größeren Komplex bildet, der eine biblia sui generis darstellt.

Es zeigt sich, wieweit sich Vorstellungen verzweigen und auch überschneiden können. Anknüpfungspunkt war vielleicht die Myrrhe, die in manchen Versionen unserer biblischen Episode bereits mit einem Leichentuch verbunden ist. Geburt und Tod liegen im Denken nahe beisammen, so wie wir auf Bildern, die uns den mit Johannes spielenden Jesusknaben zeigen, bereits ein Kreuz erkennen können.

Wie das Evangelien-Buch, die frohe Botschaft, so ist jedoch auch das Holz des Kreuzes im allgemeinen volkstümlichen Erzählen eine Ausnahme geliebt und es scheint, daß hier mehr mystische Bezüge im Rahmen einer klösterlichen Umwelt als Bilder gewirkt haben.



FLUCHT NACH ÄGYPTEN

Cod. 1198

Österreichische Nationalbibliothek/Institut für mittelalterliche
Realienkunde

F. FLUCHT NACH ÄGYPTEN

Flucht war für den Menschen Jahrtausende hindurch kein unbekanntes Ereignis. In der Bedrohung durch Krieg und Hunger, durch Seuchen und Gewaltherrschaft blieb sie oft genug der einzige Ausweg. Als Schicksal des Einzelnen und als Schicksal der Vielen mußte sich das Erfahrene zum Motiv des Erzählten umformen.

Die gelungene Flucht – im Märchen sogar als „magische Flucht“ häufig erzählt – trägt ein Element der Hoffnung in der Bedrängnis in sich. Der Optimismus des Menschen führt ihn dahin, an eine Möglichkeit, der Bedrängnis zu entrinnen, glauben zu können. Das Vertrauen auf den ‚guten Stern‘ wird nur sehr selten enttäuscht, das heißt: es gibt nur vereinzelt Sagen, in welchen der Flüchtling entdeckt und ergriffen wird. Die Rettung ist der Normalfall und die Ergreifung die Ausnahme.

Ägypten hat über lange Zeitabschnitte hinweg bereits vor Christi Geburt eine Zufluchtstätte für die Juden gebildet. Dort hatte Jeroboam vor Salomo Zuflucht gesucht und gefunden. W. Staerk hat uns über frühe aramäische Spuren in Ägypten Kunde gegeben,⁴⁸⁾ und Vezin⁴⁹⁾ schätzt die Zahl der Juden in Ägypten zur Zeit Jesu auf eine Million.

Der kanonische Text (Matthäus 2, 13 – 15) beschränkt sich wiederum auf äußere Fakten: Vision Josefs und Flucht – „noch in der Nacht“ – nach Ägypten, sowie Aufenthalt dort bis nach dem Tode des Herodes.

Und wiederum sind es die bereits genannten Apokryphen, welche die Flucht in zahlreiche Einzelepisoden zerlegen und die mitunter sehr märchenhaften Zwischenszenen einflechten.

Abermals hat die bildende Kunst viele solcher wunderbarer Momente liebevoll ausgemalt und die Legende wortreich nacherzählt. Dietz-Rüdiger Moser hat „Die Hl. Familie auf der Flucht“ im deutschsprachigen Legendenlied untersucht,⁵⁰⁾ und auch für viele andere Motive liegen Forschungsergebnisse vor, wie auch ein Überblick bei Marie-Louise Tenèze.⁵¹⁾

Wir wollen hier nicht die bekanntesten Legenden – Entspringen einer Quelle, das Sich-Herabbeugen von Palmen (damit Josef und Maria die Datteln pflücken können), Heilung eines aussätzigen Räuberkindes (das im Badewasser des Christkindes gewaschen wird), Kornfeldlegende und so weiter – wiederholen, sondern solche Texte aussuchen, in denen lokale Elemente die Flucht in das Umfeld des Erzählers und seines Zuhörerkreises rücken.

Man muß dabei berücksichtigen, daß in Volkserzählungen oft geographische Bezeichnungen oder Landschaftsbegriffe übernommen werden, ohne objektiv unbedingt der wirklichen Situation entsprechen zu müssen. So können nicht nur Begriffe wie „Meer“ oder „Gebirge“ auch in mündlichen Überlieferungen benutzt werden, deren Träger nie das Meer oder ein Gebirge erblickt haben, sondern es können sich auch unter Termini wie „Wald“ sehr verschiedene Vorstellungen verbergen. Der Erzähler arbeitet damit wie mit einem Bühnenversatzstück. Ist er jedoch gezwungen, mehr ins De-

tail zu gehen, so wird er die nötigen Kulissen und Requisiten stärker seinem Milieu anpassen.

Nicht einmal in koptischen und syrischen Legenden entsprechen die geographischen Verhältnisse den echten Gegebenheiten. Umso weniger wird man erwarten, daß sie sich in entfernten Räumen mit der Wirklichkeit decken, selbst wenn in der Regel der Name „Ägypten“ festgehalten wird.

Nun überrascht eine Beobachtung: Die Flucht erfolgt ausnahmslos zu Lande – und nicht an oder über das Meer, wie es denkbar wäre – auch wenn später dann manchmal, bereits in Ägypten, die Reise mit einem Schiff auf dem Strom fortgesetzt wird.

Warum? Eine eindeutige Antwort ist nicht möglich, doch könnte vielleicht das „Evangelium Pseudo Matthaei“ einen Hinweis geben. Dort lesen wir:⁵²⁾

„Tunc Ioseph imposuit beatam Virginem cum puero super iumentum, ipse super aliud ascendit et arripuit iter per montana et per desertum ut in Aegyptum securus perveniret; non enim per maritimam propter insidias pergere voluerunt.“ (Sie [scil. Josef und Maria] betrachteten also den Weg durch Gebirge und Wüste als den von einem möglichen Hinterhalt weniger bedrohten.)

Sehen wir uns jedoch anhand verschiedener Texte den Ablauf des gesamten Flucht-Berichtes einmal an. Gemeinsam ist den vorderasiatischen und europäischen Versionen die Vision im Traume, die Josef zuteil wird und zumeist auch die Worte des Engels: „Suge et accipe puerum, et matrem eius, et fuge in Aegyptum ...“ (Matthäus 2, 13) – mit leichter Variante bei Pseudo-Matthäus: „Tolle Mariam et infantem, et per viam eremi perge in Aegyptum.“ (XVII, 2)

Es gibt aber, wie wir noch sehen werden, auch Varianten, in denen auf diese beiden sonst für die Einleitung des Fluchtberichtes wichtigen Elemente verzichtet wird. Die größere Nähe oder größere Distanz zu Matthäus läßt sich vielleicht auch hieraus ablesen.

In einem rumänischen Text⁵³⁾ setzt die Fluchtepisode mit jenem Zwang, das Kind zu verstecken ein, der sich in anderen Fassungen erst im Verlauf der Flucht selbst ergibt:

(15) ERZÄHLUNG AUS DEM RUMÄNISCHEN

Herodes hat begriffen, daß ihn die fremden Könige betrogen hatten. Da ist er sehr zornig geworden und er hat seine Soldaten ausgeschickt, alle Kinder bis zu drei Jahren umzubringen.

Die Soldaten sind in das erste Dorf gegangen und haben zu morden angefangen. Dann sind sie in das zweite Dorf gekommen. Dort sind schon alle Leute aufgeregter gewesen, denn sie haben das Schreien aus dem Nachbardorf gehört. Und dann sind schnell, schnell schon die Soldaten gekommen und sie haben auch im zweiten Dorf angefangen, die Kinder zu ermorden.

Da sind einige Leute nach Bethlehem gelaufen und haben geschrien: „Versteckt eure Kinder! Die Soldaten töten alle Kinder!“

Aber die Soldaten waren schon da.

Die Muttergottes, die am Ende [von Bethlehem] gewohnt hat, hat das Schreien gehört; da hat sie schnell das Jesuskind in ein Leintuch gewickelt, hat es in eine Krippe gelegt und hat zu den Ochsen und Kühen im Stall gesagt: „Geht hin und beschützt mein Kind!“ Und die Ochsen und Kühe haben sich dort so dicht zusammengedrängt, daß man gar nicht hat dazwischengehen können.

Und da sind schon Soldaten gekommen, haben in den Stall hineingeschaut und haben gesagt: „Dort ist niemand. Das Vieh steht so dicht, daß man keine Katze verstecken könnte.“

Und die Ochsen und Kühe haben so getan, als fräßen sie ganz gierig aus der Krippe. Aber sie haben gut aufgepaßt, daß sie dem Jesuskind nicht schaden.

Und als die Soldaten weitergegangen sind, um das nächste Dorf zu überfallen, hat die Gottesmutter den hl. Josef geholt, dann haben sie das Kind unterm Heu hervorgezogen und sie sind damit schnell in den Wald gelaufen.

Ganz ähnlich beginnt auch eine griechische Legende,⁵⁴⁾ die dann freilich gleich eine wunderbare Begebenheit bringt und in welcher die Flucht auf andere Weise fortgesetzt wird:

(16) ERZÄHLUNG AUS DEM GRIECHISCHEN

Man erzählt sich, daß in jener Zeit, als der Herr Jesus Christus geboren worden war, der grausame König Herodes durch Sterndeuter erfahren hat, ein mächtiger Herrscher sei zur Welt gekommen. Er ließ nachrechnen, wieviel Zeit seitdem vergangen sei und man antwortete ihm: „Zwei Jahre.“

Da befahl der König Herodes, man solle alle Kinder männlichen Geschlechts unter zwei Jahren töten und er sandte seine Soldaten durch das ganze Land.

Nun kamen die Soldaten nach Bethlehem, wo sie alle Kinder umgebracht haben, die so aussahen, als wären sie nicht älter als zwei bis drei Jahre. Man hörte überall die Menschen schreien und Josef ist gelaufen, sich zu erkundigen, was das Geschrei bedeute. Und als er erfahren hat, daß die Soldaten Kinder töten, ist er zurückgelaufen, um den Jesusknaben zu retten. Aber die Soldaten waren ihm auf den Fersen. Voller Schrecken hat er von weitem Jesus mitten in einer Schafherde sitzen sehen.

Nun hat Josef nicht gewußt, was er machen soll. Er hat versucht, die Soldaten abzulenken, aber das ist nicht gegangen.

Und wie er voller Angst an der Seite der Soldaten zu der Schafherde hingekommen ist, war auf einmal Jesus verschwunden. Nur ein Lämmlein ist in der Mitte der Herde neben einem Mutterschaf gestanden, ein Lämmlein, das vorher nicht dagewesen war, ein einjähriges männliches Schaf.

Die Soldaten aber haben die ganze Umgebung genau abgesucht, hierhin und dorthin geschaut, aber sie haben kein Kind gefunden; und dann sind sie wieder weitergegangen.

Und als sie weit weg gewesen sind, hat sich vor den Augen des hl. Josef das Lämmlein in unseren Herrn Jesus Christus verwandelt. Und Josef hat begriffen, daß dem Knaben nichts passiert ist.

Er ist dann gegangen, hat zwei Pferde gesattelt, hat Maria aus dem Hause geholt, hat ihr erzählt, was passiert ist und dann sind sie mit dem Knaben fortgeritten nach Ägypten.

Daß Jesus – das Gotteslamm – wirklich die Gestalt eines Schäfleins annimmt, weiß auch eine baskische Legende,⁵⁵⁾ doch ereignet sich dort die Verwandlung auf der Flucht, die von der hl. Familie mit ihrer Herde unternommen wird. Die ganze Geschichte spielt im Hirtenmilieu und die Flucht kommt eher einer Abwanderung aus dem gefährlichen Einflußbereich des Königs Herodes gleich, nachdem ein Engel Josef gewarnt hat.

In der rumänischen Erzählung erfolgt die Flucht offensichtlich zu Fuß, in der griechischen werden Pferde gesattelt: Im ersteren Text flüchtet man in den nahen Wald; das sind lokale Züge, die sich einprägen.

Hinsichtlich der auf der Flucht benutzten Tiere weichen die Angaben der Apokryphen voneinander ab, während der kanonische Text nichts aussagt.

Von den Abbildungen und Krippendarstellungen sind wir den Esel gewohnt, doch finden sich in westeuropäischen Fassungen auch ein Maultier oder ein Maulesel und in italienischen und griechischen ein oder zwei Pferde.

Ein Esel (oder auch Maulesel) und eine Ziege leisten der hl. Familie Hilfe im ersten Fluchtteil eines Legendenmärchens aus Curaçao.⁵⁶⁾ Der Erzähler, ein Mulatte, scheint koptische oder äthiopische Quellen gekannt zu haben; mit ihnen greift er auch die Darstellung der Fortsetzung der Flucht auf.

Möglicherweise hat der Komplex „Ta' âmra Marjam wa Îjâsûs“ einen Einfluß ausgeübt, wie ja im Bereich die Karibik mancherlei Erzählmotive aus dem ägyptischen und dem nubischen Raum zu finden sind.

Wie weit diese Nilfahrt mit Legenden von der Nilfahrt Mariens zusammenhängt, die auch Till⁵⁷⁾ erwähnt, läßt sich schwer sagen. Unser Text ufert jedenfalls nicht so maßlos aus wie koptische Varianten, und auch die akzentuiert märchenhaften Züge bleiben vergleichsweise im Hintergrund.

Außerordentlich lebendig ist der Erzählstil, eine im Bereich der Analphabeten häufiger zu beobachtende Erscheinung. Nach dem Vermerk von Mlle. Gilly wurde die Wiedergabe des Textes von zahlreichen weitausholenden Gesten begleitet, von Pfiffen (sic!) und Geräuschen, die wir im Text nicht auszudrücken vermögen.

(17) ERZÄHLUNG AUS CURAÇAO

Es ist viele, viele, viele Jahre her – damals, das Jesuskind ist gerade ein Jahr alt – da hat es Unruhe und Revolution gegeben und ich weiß nicht was. In der Stadt, wo Sankt Josef und die Gottesmutter leben, klopft es am Abend an die Tür. Klopft und klopft. Sagt Maria zu Josef: „Schau hinaus, wer da ist!“

Josef geht und schaut: Da steht ein Hirt und sagt: „Laß mich schnell hinein, damit mich niemand sieht!“

Er geht hinein und man fragt: „Nun, was denn so spät?“ – Sagt der Hirt: „O böse, böse, böse, alles Böse auf Fremde! Morgen Nacht werden alle umgebracht. Schnell, schnell, schnell, kommt mit! Ich werde euch führen, wo euch niemand erwischt.“

Sankt Josef und die Gottesmutter nehmen das Jesuskind und was sie haben, und dann – scht, scht ... – ganz leise schleichen sie fort, aus der Stadt hinaus. Zu einem Stall führt sie der Hirt. Und dort ist noch ein Hirt und noch ein Hirt, ein ganz alter. Und der Alte sagt: „Den Tag über könnt ihr hier im Stall bleiben, aber ganz leise, leise! Nicht hinausschauen! Und am Abend, wenn es ganz finster ist, müßt ihr fort, ganz weit weg! Sonst: krcht!“ [Geste des Kehledurchschneidens.]

Gut; sie sind einen ganzen Tag im finsternen Stall geblieben. Am Abend ist der alte Hirt gekommen und auch der junge. Hier: Sie bringen einen Esel und eine Ziege.

„Da ist ein Esel für die junge Frau und das Kind! Da ist eine Ziege, die gibt Milch für das Kind. Da ist ein Sack mit Maisfladen. So, der Weg ist weit, weit!“

Der junge Hirt führt sie bis zum Wald, wo ein Steig in die Berge hinaufführt. Dort bleibt er stehen und sagt: „Da geht hinauf, leise, leise – und nicht stehen bleiben! Die Männer sind böse, böse, böse. – Gute Reise!“

Josef führt den Esel, auf dem Maria mit dem Kind sitzt; die Ziege läuft hinterher. Der Weg ist schlecht, schlecht. Und dann ist es finster, ganz finster: Man sieht überhaupt nichts. Man sieht keinen Weg, nichts.

Da schau! Da steht doch jemand im Finstern ...

Josef sagt: „Wer ist da? Wer bist du?“ – Sagt der: „Leise, leise sprechen! Ich bin der Engel Gabriel. Ich werde euch über das Gebirge führen.“ – „Ja,“ sagt Sankt Josef, „gut, aber ich sehe nichts, ich sehe nichts, gar nichts.“ – „Gut,“ sagt der Engel Gabriel, „ich werde Licht machen. Ein Licht nur für euch! Die Bösen werden es nicht sehen können.“ – „Gut, gut, gut!“

Der Engel, was macht er? Er zündet einen Finger an. An der einen Hand hat er sechs Finger: eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs.“ [Geste des Erzählers.] – „Den da zündet er an.“

Der Finger brennt wie eine Fackel. Man sieht gut und kann gut gehen. Auch der Esel sieht gut und die Ziege sieht gut. Nur die Bösen sehen nichts, gar nichts.

Der Weg ist steil; man geht und geht und geht. Als es hell wird, ist man oben auf dem Gebirge. Dort sagt der Engel: „Halt! Josef müde, Maria müde, Jesuskind müde, Esel müde, Ziege müde. Hier könnt ihr schlafen. Ich bin nicht müde und werde wachen, aufpassen.“

Und er hilft Josef, er hilft Maria ein Lager bereiten, dem Kind zu essen geben, den Esel füttern, die Ziege anbinden. Dann schlafen alle, nur der Engel Gabriel schläft nicht. Er schaut und paßt auf.

Am Abend, als es finster wird, weckt der Engel alle, alle auf: „So, jetzt müssen wir laufen! Schnell laufen und leise laufen!“

Und er hilft alles verpacken, zündet seinen Finger an und leuchtet den Berg hinunter. Ja!

So laufen sie die ganze Nacht, am Tage schlafen sie und laufen wieder in der Nacht. Eine Nacht, zwei Nächte, viele Nächte ...

Dann auf einmal kommen sie an einen großen Fluß, der heißt Nil, und dort ist eine große Stadt.

Sagt Sankt Josef: „Hier könnten wir bleiben, hier könnte ich arbeiten.“

Sagt der Engel Gabriel: „Nein, hier können wir nur ganz kurz bleiben. Die Soldaten werden auch hierher kommen und viel kaputt machen. Viele, viele böse Menschen!“

Sagt Sankt Josef: „Aber der Esel ist fast krank und die Ziege hat wunde Füße, sie kann kaum mehr laufen und er auch nicht.“

Der Engel: „Verkauf du den Esel! Ich besorge ein Boot. Wir werden den Fluß hinauffahren und die Ziege mitnehmen. Das ist bequem für die Muttergottes und das Jesuskind. Ich werde ein schönes, schönes Boot bringen.“ –

„Gut,“ sagt Josef, „das wird besser sein als die ewige Lauferei.“

Josef hat seinen Esel auf dem Markt verkauft. Er hat nicht viel Geld bekommen, denn das Tier ist müde und abgetrieben.

Als er zurückkommt ans Ufer, wo er Frau und Kind gelassen hat, ist schon der Engel da. Er hat ein schönes, großes Boot besorgt mit einem Dach aus Palmwedeln. Und Essen hat er auch gebracht: Brot, Früchte, Gemüse.

„Wir werden Fische fangen und leben wie im Paradies,“ sagt der Engel. –

„Fische fangen?“, sagt Josef. „Wie macht man das? Ich habe noch nie Fische gefangen.“ – „Du wirst sehen! Du brauchst nur ins Wasser hineinzugreifen!“, sagt Gabriel.

„Ach was?“, denkt Sankt Josef. „Meint er das wirklich oder will er sich mit mir einen Spaß machen?“

Aber er hat vorsichtig ins Wasser hineingefaßt, langsam, langsam. Und da: Er hat einen Fisch in der Hand! – „Gut, gut!“, sagt er. „Das Fischen ist ja leicht, ganz leicht!“

Das Boot aber ist ganz von selber gefahren, ganz allein; man hat nicht rudern müssen, man hat keine Segel gebraucht. Ganz von allein ist es stromaufwärts gefahren ... als zöge jemand.

Am Abend hat man eine Bucht gesehen. Da sagt Gabriel: „Hier werden wir über Nacht bleiben.“ – „Hier?“, sagt Sankt Josef. „Du, Lieber, schau doch einmal, was für ein Haufen Krokodile da sind!“ – „Keine Angst! Wartet nur hier!“

Und der Engel Gabriel ist aus dem Boot ins Wasser gestiegen und hat es aufs Ufer geschoben; dann ist er zu den Krokodilen hinüber gegangen. Dort hat er „kscht!“ gemacht und gesagt: „Geht fort! Hier können wir euch heute nacht nicht brauchen. Morgen könnt ihr meinewegen wieder hierher kommen.“

Und die Krokodile laufen ins Wasser und schwimmen weg, weit weg.

Josef aber hat ein Feuer angezündet und die Fische gebraten; die Ziege haben sie an einen Baum gebunden und dann haben sie geschlafen.

Und so haben sie es auch weiter gemacht, viele, viele Tage und viele, viele Nächte.

Und dort, wo der Fluß aus den Bergen kommt, hat Gabriel das Boot angehalten und hat gesagt: „Hier könnt ihr bleiben. Hier sind gute Menschen. – Du kannst eine Hütte bauen, Josef, und du kannst auch für andere Menschen Hütten bauen, das verstehst du ja gut, so gut.“

Und so sind sie dort geblieben: die Gottesmutter, das Jesuskind und Sankt Josef.

Viele, viele Jahre sind sie dort geblieben, bis eines Tages der Engel Gabriel kommt und sagt: „Also jetzt könnt ihr wieder heim. Die Bösen sind tot – nicht alle, aber viele.“

Aber das ist wieder eine andere Geschichte.

Wir sehen, wie der Erzähler Ernst und Spaß paart, wie er aus der leidvollen Erfahrung lateinamerikanischer Zustände mit einem kleinen Eingriff revolutionäre Spannungen und Fremdenhaß an die Stelle der biblischen Geschehnisse setzt und wie Hirten die Rolle des Engels zumindest zunächst übernehmen. Engel in Gestalt von Hirten treten im orientalischen Bereich mehrfach auf und nicht immer werden sie als Engel erkannt.

In unserer obigen Geschichte erscheint der Erzengel Gabriel erst in der zweiten Szene, als man im Finstern sich nicht mehr zurecht findet und er gibt sich auch gleich als Engel zu erkennen.

Die originelle Form, wie der Engel für Licht sorgt, erinnert an das vorhin zitierte Gedicht von Blaga, nur daß jetzt ausdrücklich von einem sechsten Finger gesprochen wird. Das Phänomen eines anscheinend überzähligen Fingers ist uns auch aus Indien als Ausdruck des Überirdischen bekannt. Typisch für den Darstellungsstil des Erzählers wirkt die Mitteilung, daß auch der Esel und die Ziege das Licht sehen, daß es hingegen den „Bösen“ verhüllt bleibt.

Der geographische Begriff „Ägypten“ fällt nicht, hingegen wird zu unserer Verwunderung der Fluß „Nil“ genannt.

Und nun beginnt der zweite Teil der Flucht: nilaufwärts.

Zum ganz von selbst fahrenden Boot gibt es Parallelen im Erzählschatz fast aller europäischen Völker; häufig – wie im Komplex der hl. Azénoir⁵⁸⁾ – ist ein Engel der Steuermann und es scheint, daß seine Flügel zugleich als Segel dienen.

Ob hier auch das Symbol vom „Schiff des Heils“ hereinspielt? Hugo Rahner hat dazu zahlreiche Bezüge aufgezeigt,⁵⁹⁾ doch ist es problematisch, parallelen Erscheinungen die gleiche Deutung zu unterstellen.

Bereits im Pseudo-Matthäus stoßen wir auf „dracones“, die jedoch angesichts des Jesusknaben friedlich bleiben. Hier nun sind es nur Krokodile, die der Engel freilich verschleicht.

Pseudo-Matthäus weiß auch von Löwen und Leoparden, die nicht nur der hl. Familie den Weg zeigen, sondern auch die Ochsen antreiben, welche das Gepäck tragen. Wilde Tiere werden in einer Reihe von Volkslegenden mittelbare oder unmittelbare Helfer der Flüchtlinge. So etwa verstecken wilde Bienen in einem syrischen Text⁶⁰⁾ das Christkind:

(18) ERZÄHLUNG AUS DEM SYRISCHEN

Zur Zeit bald nach Christi Geburt geschah es, daß der König Herodes den Befehl gab, alle männlichen Kinder bis zu zwei Jahren zu ergreifen und zu töten.

Josef aber wurde von einem Engel gewarnt und er floh aus Bethlehem. Da jedoch Maria nicht so schnell laufen konnte, kamen sie in Gefahr, von Soldaten eingeholt zu werden.

Josef und Maria hatten sich gerade in eine Seitenschlucht zurückgezogen und das Kind in die Nische eines Felsens gesetzt, als die Häscher in diese Schlucht einbogen. Josef und Maria eilten ihnen entgegen, um sie aufzuhalten, als sie hinter sich ein Brausen und Summen hörten. Wilde Bienen hatten sich wie eine Wolke in die Schlucht heruntergelassen. Sie bedeckten das Jesuskind so, daß man es nicht mehr erkennen konnte. Man sah nur noch eine Traube von Bienen.

Während Josef und Maria erstarrt stehen blieben, erkannten die Soldaten den wilden Bienenschwarm und riefen den beiden zu: „Flieht, flieht! Sonst werden euch die wilden Bienen töten! Ihr seid ihrem Nest zu nahe gekommen.“

Und damit wandten sich die Soldaten selbst zur Flucht.

Josef und Maria eilten ihnen nach bis dorthin, wo der Pfad aus dem Tal in die Schlucht abbiegt und sie sahen, daß die Soldaten sich auf ihre Pferde schwangen und flohen. Da blieb das hl. Paar stehen, bis sie die Soldaten aus den Augen verloren hatten. Dann kehrten sie in die Seitenschlucht zurück.

Die Bienen, die das Kind bedeckt hatten, zogen sich nun zurück. Einige flogen und setzten sich auf den Felsen oberhalb des Kindes, andere kamen und netzten die Lippen des Kindes mit Honig und sie füllten auch ein ganzes Gefäß damit an.

Wieder andere brachten Wachskerzen, damit die Heiligen im Finstern ihre Flucht fortsetzen könnten.

Und die allheilige Maria segnete die Bienen.

Varianten machen aus diesem Motiv eine ätiologische Legende, welche die Herkunft des Honigs erklärt, und in einer bulgarischen Legende verschließen Bienen das Versteck, in welches Josef und Maria das Kind gelegt haben, mit Wachs.

Neben solchen Motiven des Versteckens, Verdeckens und Verwandeln wissen manche Fluchtgeschichten auch noch von anderen Wegen, den Verfolgern zu entrinnen. Lopes Cardoso⁶¹⁾ hat etliche portugiesische Belege zu diesem Themenkomplex mitgeteilt.

Eine eigene Gruppe bilden die hilfreichen Tiere, die den Flüchtlingen als Trag- oder Reittiere beistehen oder die ihnen zumindest den Weg freimachen. Hier hat wohl Pseudo-Matthäus (XIX, 2) seine Spuren hinterlassen, lesen wir doch bereits dort: „Ambulabant autem leones cum eis simul, et cum bobus at asinis et sumariis qui eis necessaria portabant, et nullum laedebant ...“ (Es wanderten aber mit ihnen zusammen Löwen mit den Ochsen und Eseln und anderen, die ihnen alles Nötige trugen und sie taten niemand

etwas zuleide); ja es heißt später von den Tragtieren sogar: „... quos leones dirigebant in itinere ...“ (... welche die Löwen führten auf dem Marsch ...). Solche liebliche Szenen sind je nach Landschaft in verschiedenen Varianten zu beobachten. Im Balkanbereich treten hier Wölfe in diese Funktion ein. Wir bringen im Folgenden⁶²⁾ auch die Einleitung zur Fluchtgeschichte, um zu zeigen, wie der Erzähler den Einstieg sucht und wieviel Wert er darauf legt, seiner Erzählung eine gewisse Wirklichkeit zuzuerkennen.

(19) ERZÄHLUNG AUS DEM AROMUNISCHEN

Nun gut. Ihr wißt ja, was alles im Neuen Testament aufgeschrieben steht von unserem Herrn und Erlöser Jesus Christus. Ihr habt darin gelesen wie alle anderen Menschen. Aber es ist damals nicht alles aufgeschrieben worden, was mit unserem Herrn passiert ist. Man hat wohl nicht so viel Tinte und Papier gehabt. Und der heilige Johannes selber hat gesagt: „Es gibt noch vieles andere, was Jesus getan hat. Wollte man das aber alles im einzelnen aufschreiben, so meine ich, daß alle Bücher auf der Welt das nicht fassen könnten.“ – So ist also vieles von Mund zu Mund gegangen rund um die Welt. Vieles ist von den Menschen vergessen worden und so manches haben nur wir einfältigen Menschen in den Bergen behalten und bewahrt bis zum heutigen Tag. Und nur der Herrgott allein weiß, ob man es morgen noch erzählen wird.

Also ... Ihr wißt, daß einige Zeit nach der Geburt des himmlischen Kindes weise Männer – wir sagen Könige – aus dem Osten gekommen sind, um unseren Herrn anzubeten. Und ihr wißt auch, daß König Herodes von der Sache Wind bekommen hat und daß er beschlossen hat, alle Kinder in Bethlehem umzubringen. Und mitten in der Nacht steigt ein Engel vom Himmel hernieder und rüttelt den Josef wach und sagt ihm, er müsse schleunigst mit seiner Familie verschwinden, sonst erlebten sie den Abend nimmer.

Josef war natürlich sehr erschrocken, aber er weckt gleich Maria auf und sagt ihr alles, und er weckt auch seine beiden Söhne und seine Tochter – die waren von seiner verstorbenen Frau aus der ersten Ehe – auf. Schnell das nötige Gepäck zusammen, und dann sind sie – nicht über die Straße sondern querfeld-ein – zum nächsten Wald, aber sie haben im Finstern die Richtung verloren und wären wohl nach Jerusalem und den Soldaten in die Hände gelaufen, doch da steht auf einmal der Engel vor ihnen und sagt: „Na, ihr Lieben! Wo lauft ihr denn hin? Ihr seid ja ganz falsch ...“ – „Ja,“ sagt der heilige Josef, „es ist ja so finster: kein einziger Stern am Himmel, wie soll man da nach Ägypten finden?“ – „Das hat der Herrgott so gemacht ... die Finsternis ... damit man euch nicht sieht und erwischt,“ sagt der Engel. „Aber kommt nur hinter mir her, ich will euch den Weg zeigen.“

Und der Engel hat eine Hand hochgehalten und die hat zu leuchten angefangen wie eine Kerze ... was sag ich ... wie eine Fackel. Und alle haben in diesem Licht gut den Pfad sehen können, den sie der Engel geführt hat.

Die ganze Nacht hindurch sind sie so marschiert und der Engel hat vorausgeleuchtet, bis die Dämmerung eingesetzt hat. Da haben sie im Wald eine Rast

gemacht. Dann hat der Engel darauf gedrängt, daß sie weitergehen. Und so sind sie aufgestanden und Stunde um Stunde weitergegangen. ...

Später einmal ist die Muttergottes immer müder geworden, sie hat schon ganz wundte Füße gehabt und sie hat nicht mehr weitergehen können. Da haben sie wieder Rast gemacht.

Der Engel aber hat mit dem Finger auf dem Boden einen Kreis gezogen – so in den Waldboden hingezeichnet – und sogleich ist dort eine Quelle entsprungen – die fließt bis zum heutigen Tag. – Da haben sie nun alle zu trinken gehabt und die Allheilige hat ihre wundten Füße baden können.

Auf einmal ist aber um den Platz herum, wo sie sich gelagert haben, ein Rudel Wölfe erschienen und da sind sie alle furchtbar erschrocken. Doch der Engel hat gesagt: „Fürchtet euch nicht! Der Sohn des Herrgotts wird für alles sorgen.“

Und der kleine Jesusknabe ist zu den Wölfen gegangen und diese sind ganz zahm geworden wie Hunde ... (Aber nicht wie unsere bösen Viecher bei den Hirten, nein so wie in der Stadt.) Und die Wölfe haben sich brav hingesetzt und haben nur mit großen Augen das Kind angeschaut.

Jesus aber sagt zu ihnen: „Hört ihr: Meine Mutter ist erschöpft, hat wehe Füße und kann nicht mehr weiter. Wir brauchen Hilfe.“ – „Machen wir,“ haben die Wölfe gesagt, „wir gehen etwas besorgen. Es wird sich schon ein Pferd oder ein Esel auftreiben lassen.“

Und ein Wolf sagt: „Ich weiß in der Nähe ein Kloster. Die Mönche dort haben Esel, wir können einen ausleihen.“ – „Ach was,“ sagt ein anderer Wolf, „ich weiß in der Nähe einen reichen und geizigen Bauern. Der hat das schönste Pferd weit herum. Was braucht er es? Soll er einmal zu Fuß laufen.“

Und schon haben sich die Wölfe davongemacht.

Der Reiche ist gerade in der Nähe durch den Wald geritten und wie er sich umschaut, kommt da ein ganzes Rudel wilder Wölfe auf ihn zu. Da hat er sich sehr gefürchtet, vor Schrecken hätte er fast in die Hosen gemacht, und was tut er? Vom Sattel aus ist er auf einen Baum hinaufgeklettert und hat bei sich gedacht: ‚Sollen doch die Teufelswölfe das Pferd fressen, wenn sie nur mich in Ruhe lassen!‘

Aber das Pferd ist vor den Wölfen nicht erschrocken und ein Wolf hat das Pferd am Zügel genommen und sie sind damit davon.

So hat das heilige Paar ein Reittier gehabt und das – meine Lieben – ein Roß, so stark, daß es drei hätte tragen können.

Wie sie nun weitergegangen sind, da war auf einmal der Engel verschwunden, es waren die Wölfe verschwunden und es waren auch die türkischen Soldaten – was sag ich! – die Soldaten des Herodes verschwunden.

Sie haben sich nicht beeilt. Jeden Tag haben sie eine Strecke gemacht. Am Abend haben die Söhne des heiligen Josef ein Feuer angezündet. Ganz wunderbar haben sie immer etwas zum Essen gefunden. Einmal ein Schaf – das müssen ihnen die Wölfe zugetragen haben –, einmal einen Hasen ... den auch. Und wenn sie sich am Rastplatz umgeschaut haben, dann standen gerade dort Bäume mit Früchten, reifen Früchten oder Nüssen oder sonst etwas. Gehungert haben sie nicht.

Ja, noch manches Wunderbare erzählt man sich, was ihnen auf dem Weg nach Ägypten begegnet ist. Vielleicht ja, vielleicht nein ... Ihr werdet sagen: Woher weiß man das alles. Nun ... es waren ja genug Menschen dabei. Die werden sicher später von der Reise gesprochen haben. Und andere haben es gehört und weiterberichtet.

So mag das gewesen sein ...

Neben der Flucht von Maria, Josef und dem Jesuskind haben sich, freilich erheblich seltener, Erzählungen von der Flucht Elisabeths mit dem Johannes-Knaben erhalten. Hatte die Vorgeschichte zur Geburt des Johannes (Lukas 1, 8 – 25 und 1, 57 – 66) gewisse Parallelen zu den Apokryphen vermittelt, die sich mit der Empfängnis der Anna befassen, so hat hier nun umgekehrt der kanonische Fluchtbericht auch an eine Flucht Elisabeths mit Johannes denken lassen.

Im Proto-Evangelium des Jakobus liest sich diese Szene (22, 3) folgendermaßen:

„Elisabeth aber, als sie hörte, Johannes werde gesucht, nahm ihn und stieg hinauf ins Gebirge und sah sich um, wo sie ihn werde verbergen können; es war jedoch kein Versteck da. Da seufzte Elisabeth mit lauter Stimme und sagte: ‚Berg Gottes! Nimm Mutter samt Kind auf!‘ Denn Elisabeth konnte nicht (noch weiter ins Gebirge) hinaufsteigen. Und sogleich teilte sich der Berg und nahm sie auf. Und es schien Licht (durch den Berg) hindurch, denn ein Engel des Herrn war bei ihnen, der sie behütete.“

Auch diese Szene einer Flucht wurde in der Volkskunst bis ins vergangene Jahrhundert herauf vielfach dargestellt⁶³ und Thordis von Seuss wurde diese Episode noch 1963 von einer spanischen Nonne so erzählt:

(20) ERZÄHLUNG AUS DEM SPANISCHEN

Wie man weiß, waren die hl. Maria und die hl. Elisabeth Cousinen und haben einander geholfen, wo sie konnten.

Aber der Mann der hl. Elisabeth, der hl. Zacharias, war Priester und wenn er Dienst im Tempel hatte, mußte er seine Familie allein lassen.

Da geschah es nun, als der König Herodes den Befehl gab, alle Knaben bis zu zwei Jahren umzubringen, daß der Engel Gabriel zuerst sich zu Maria und Josef begeben und den hl. Josef geweckt hat, damit er sich mit der hl. Jungfrau und dem Kinde auf die Flucht nach Ägypten begeben.

Und nachdem die hl. Familie schon unterwegs war, weckte der Engel Gabriel die hl. Elisabeth. Und weil der hl. Zacharias nicht zu Hause war, sondern im Tempeldienst, half der Engel Gabriel selber, das Nötigste einzupacken. Dann hieß er Elisabeth ihm zu folgen und sie verließen im Morgengrauen die Stadt.

Nun muß sie irgendein Soldat haben fliehen sehen. Er meldete es seinem Hauptmann und dieser befahl einer Gruppe von Soldaten, die hl. Elisabeth und ihr Kind zu verfolgen.

Zwar waren die Flüchtenden bereits am Fuße des Gebirges angelangt, aber Elisabeth, die ja schon eine betagte Frau war, konnte nicht so schnell laufen und die Soldaten kamen ihr immer näher.

Die hl. Elisabeth blickte sich um und sie sah zu ihrem Entsetzen, daß die Soldaten schon ihre Schwerter gezogen hatten. In diesem Augenblick kamen sie an eine Felswand und es schien, als gäbe es dort keinen Ausweg mehr.

Aber der Engel Gabriel sagte: „Berg, tu dich auf und laß uns ein!“ Und sofort öffnete sich die Felswand einen Spalt, und der Engel, Elisabeth und das Kind konnten hindurch schlüpfen.

Die Soldaten aber standen draußen und wußten nicht, wohin die Flüchtende mit ihrem Sohn verschwunden war.

Das Bild, auf dem dies aufgezeichnet ist, wie der Engel Gabriel den Felsen öffnet und wie die hl. Elisabeth mit Johannes auf dem Arm in den Berg flüchtet, während die Soldaten schon ganz nahe sind, habe ich in Rom selbst gesehen.

So wurde nicht nur Jesus gerettet, sondern auch der hl. Johannes entrann dem bethlehemitischen Kindermord.

In der Tat zeigen die meisten Bilder dieser Szene einen Engel, von dem im Text des Proto-Evangeliums nicht die Rede ist. Daß dieser Engel mit dem Erzengel Gabriel identifiziert wird, hängt hingegen wohl mit der Erscheinung zusammen, die im kanonischen Text Zacharias im Tempel widerfährt. Haben alle diese Volkserzählungen noch einen gewissen Zusammenhang mit apokryphen Evangelien, so gibt es dann noch Geschichten, deren Quelle schwer zu eruieren ist. Wir meinen nicht die zahlreichen Episoden der Flucht, in die sich ohne Komplikation für den Gesamttext ein Märchenmotiv als Erweiterung einschieben ließ, sondern völlig vom Üblichen abweichende Erzählungen.

So ist in einem libanesischen Text⁶²⁾ Art und Ziel der Flucht völlig abgewandelt: ein Engel kommt nach dem Ausbruch des bethlehemitischen Kindermordes auf einem Pferd angeritten und nimmt den Jesusknaben zu sich auf das Tier. Und wohin reitet er? Einfachheitshalber in den Himmel.

Es heißt, Maria und Josef hätten sich über all das sehr verwundert. Wir sind nicht weniger verblüfft.

Nach dem Tode des Herodes liefert der Engel, wiederum zu Pferde, das Christuskind bei seinen Eltern ab.

Ob hier islamische Einflüsse vorliegen? Oder sogar noch ältere mythische Berichte?

„... Dort durchreitet Muhamed auf dem ‚Borâk‘ die sieben Himmel, geleitet von den beiden Engeln Michael und Gabriel ...“ So die Angaben von Wilhelm Bousset.⁶⁵⁾ Freilich handelt es sich dabei nicht um eine Flucht oder Rettung vor Verfolgern wie in unserer libanesischen Geschichte.

Aus dem warnenden Engel ist in der Phantasie eines Erzählers, der den kanonischen Text nicht gekannt zu haben scheint, ein berittener Engel mit einem Wunderpferd geworden.

Solche Berichte freilich sind zu miraculös und zu kontrastreich, als daß sie eine breite Resonanz hätten finden können, zumal sie das sehr tief eingeprägte Bild von der Familie auf der Flucht sprengen. Und gerade das gemeinsame Erleiden der Verfolgung ist im kanonischen Text ebenso schlicht wie deutlich ausgeprägt.

G. DAS BILD DER HEILIGEN MARIA – EIN EXKURS

In der Regel verzichtet die Volkserzählung darauf, konkrete und ins Detail gehende Bilder zu entwerfen; sie löst lieber das Bildhafte in Handlungen auf. Man wird jedoch hierzu immer wieder Ausnahmen finden und es hat den Anschein, daß Sage und Legende gern von wirklichen Bildern ausgehen oder in bildhafte Beschreibung einmünden.

Die Zahl der Texte ist nicht gering, in denen Bilder zu leben beginnen oder lebendige Wesen zu Bildern erstarren. Handelt es sich in Mittel- und Westeuropa vor allem um die Belebung von Plastiken oder zumindest als Relief vorgestellten Figuren und Gestalten, so finden wir im Osten primär Ikonen oder Fresken, deren Personarium zu leben beginnen kann.

Diese Thematik ist weitgestreut, wie wir zu zeigen versucht haben,⁶⁶⁾ und man findet noch in zahlreichen Landschaften Reste dieser Vorstellung, die zumeist heilige Personen aus der zweiten in die dritte Dimension heraustreten läßt. Daß derlei noch fest geglaubt wird, gehört zur starken inneren Bewußtseins-ebene von Menschen, die dem Bild mehr beimessen als nur einen einfachen Andeutungswert. Man schaut „wie in einem Spiegel“ – so erklärte es uns eine Frau –, was wirklich ist und (so muß man hinzufügen) auch, was nicht ist, denn eine Gestalt kann eben eine Bildfläche verlassen haben.

Unser Exkurs gilt jedoch einer seltsamen Verfremdung des Motivs von Mariae Verkündigung. Wir haben vernommen, daß der Erzengel Gabriel (seltener Michael) als eine Art Brautwerber Gottes auftreten kann. Diese Deutung ist gut verständlich und liegt nicht einmal zu weit von der kanonischen Formulierung ab. Schwieriger wird es in Texten – vermutlich gnostischer Herkunft –, in denen der Erzengel als sein eigener Werber auftritt und entweder angenommen oder aber abgewiesen wird.

Mißverständnisse und motivische Überlagerungen verzerren hier das Bild gelegentlich umso mehr, je geringer die Bibelkenntnisse im entsprechenden Erzählkreis sind. Das folgende Textbeispiel führt in das unmittelbare Milieu Siebenbürgens im vorigen Jahrhundert und sein Brauchtum ein, nimmt jedoch dann deutlich märchenhafte Züge an.⁶⁷⁾

(21) ERZÄHLUNG AUS DEM RUMÄNISCHEN

Es war einmal in einem Dorfe ein Mädchen, fleißiger als alle anderen aus seiner Gesellschaft. Die anderen Mädchen spannen an einem Abend zwei bis drei Spindeln voll Garn. Diese nahm sich immer ein Viertel mit und füllte sie alle. Diese Sache aber verhielt sich so: Alle Mädchen hatten einen Geliebten. Dieser sitzt aber neben seinem Mädchen und plaudert und macht Späße, das Mädchen hört ihm zu und lacht und vergißt über dem Spiel auch manchmal die Spindel.

Dieses Mädchen hatte keinen [Geliebten], also auch keine andere Sorge als ihre Spindel.

An einem Abend traf es sich, daß ein fremder Bursch in die Gesellschaft kam, so schön, viel schöner als die anderen alle, aber niemand kannte ihn; die Mädchen aber sahen ihm alle nach und jede hätte gewollt, daß er neben ihr gesessen. Dieser aber sah sich nach keiner um, außer nach dieser einen, die allein saß und nicht um sich blickte, außer immer nur auf ihren Rocken und ihre Spindel. Dieser ging in einem auf sie zu und setzte sich neben sie und fing an mit ihr zu reden. An diesem Abend konnte sie ihr Viertel nicht füllen.

Als sie nach Hause kam, fragte die Mutter: „Was ist mit dir, daß du die Spindeln nicht gefüllt? Das Viertel ist fast nur halb.“ – „Weiß ich, Mutter, was mit mir ist, es ist, als ob mir die Hände gefroren wären.“

Am anderen Abend kam der fremde Bursche wieder und setzte sich neben dieses Mädchen und plauderte und plauderte und sagte, er wolle sie zur Frau nehmen. Nun, an diesem Abend spann sie nicht mehr als zwei Spindeln. Als sie nach Hause kam, fing ihre Mutter mit ihr an: „Mein Kind, sage mir, was ist mit dir, daß du diesen Abend gerade nur zwei Spindeln gesponnen?“ – „Ach, meine Mutter, es ist ein so schöner fremder Bursch gekommen und hat sich immer neben mich gesetzt und geplaudert und gesagt, er wolle mich zur Frau nehmen.“ – „Mein Mädchen, sage ihm, wenn er solche Gedanken hat, solle er zu uns kommen.“

Am nächsten Abend war es wieder so. Als er aber von der Liebe anfing zu reden, sagte sie ihm, er solle zu ihrer Mutter kommen. – „Ich werde einmal kommen, aber jetzt nicht.“

Als sie diese Worte ihrer Mutter mitteilte, lehrte sie ihre Mutter, sie solle ein Knäul mit Faden nehmen, und wenn er wieder neben ihr säße, ihm den Faden an den Fuß binden, sie solle machen, als sei ihr die Spindel entfallen und dies beim Bücken tun. Gut.

Am nächsten Abend machte sie es, wie ihre Mutter sie gelehrt. Sie band ihm den Faden an den Fuß und behielt das Knäul in der Hand, als er fortging. Dann ging sie ihm nach. Aber wie erschrak sie, als sie sah, wohin er ging! Er ging auf den Friedhof und stieg in ein Grab, nahm einen Totenkopf und fing an, daran zu nagen. Unser Mädchen erschrak furchtbar und floh nach Hause.

Als am nächsten Abend der Bursch wieder kam und sich neben sie setzte, wollte sie nicht mit ihm reden. – „Nun, was ist mit dir, warum bist du so zornig?“, fragte er. Sie antwortete nichts. – „Du, sage, warum bist du so zornig? Wenn du es mir nicht sagst, stirbt deine Mutter.“ – Sie schwieg.

Als sie nach Hause kam, fand sie ihre Mutter tot. Nachdem sie nun gestorben war, begruben sie die Leute, was sollten sie auch anderes tun?

Und als eine Zeit vergangen war, ging das Mädchen wieder in die Spinnstube. Siehe, dieser Fremde kam auch wieder und setzte sich neben sie und fing wieder an: „Warum bist du so zornig über mich?“ – Sie wollte es ihm nicht sagen. – „Du, sag mir die Wahrheit, wenn du sie mir nicht sagst, so stirbt dein Vater.“ – Sie sagte nichts.

Als sie nach Hause kam, fand sie ihren Vater tot. Nachdem nun auch ihr Vater gestorben war, wurde auch er begraben.

Als sie wieder in die Spinnstube kam, war auch jener wieder da, setzte sich neben sie und fragte sie wieder, warum sie über ihn zornig sei. Sie wollte auch jetzt es ihm nicht sagen. — „Du, sag es mir! Deine Mutter ist gestorben, dein Vater ist gestorben, jetzt stirbst auch du.“ Sie sagte es ihm nicht.

Als sie nach Hause kam, bereitete sie sich vor zum Sterben, zog ihre schönsten Kleider an, und als sie fertig war, starb sie. Nun, dieses erregte Aufsehen. Die Leute begruben sie neben der Straße.

Als der Frühling kam, sproßte aus dem Grab ein Rosenstrauch hervor. Dieser blühte. Seine Rosen waren so schön, wie noch niemand gesehen. Alle Leute, welche die Straße daher kamen, blieben stehen und besahen sie, aber nehmen konnte sie niemand. Einmal kam ein Königssohn vorbeigefahren. Als er die schönen Rosen sah, befahl er dem Kutscher, sie zu brechen und ihm in den Wagen zu geben. Wie sich der Kutscher auch bemühte, er war nicht imstande, einen Ast zu brechen. Als der Königssohn sah, daß der Kutscher nicht konnte, stieg er hinunter und riß den Stock samt den Wurzeln aus und warf ihn über seinen Rücken in den Wagen.

Wie er ihn über den Rücken geworfen, wurde aus dem Rosenstock wieder das schöne Mädchen, nur noch schöner, als sie früher war. So schön, daß sie dem Königssohn gleich so gut gefiel, daß er sich mit ihr trauen ließ.

Nun lebten sie beide gut und ohne Sorgen. Aber sie wollte nie in die Kirche gehen. Oft sprachen die Leute davon und fragten sich: Was sollte doch sein mit unserer Königin, daß wir sie nie in der Kirche sehen?

Der junge König hörte solche Worte, ließ ihr aber den Willen ein ganzes Jahr. Dann kam die Zeit, daß sie ein kleines Knäblein bekamen. Nun wünschten die Leute sehr, die junge Königin und das Kind zu sehen.

An einem Sonntag befahl der König, seine junge Frau möchte sich schön anziehen für die Kirche. Die Königin jammerte zuerst und sagte, er werde sehen, sie käme nicht mehr aus der Kirche zurück, wenn sie einmal hineingehe. Ihr Mann sagte aber, sie solle nicht so dumme Gedanken haben.

Gut. Sie richtete sich her mit schönen Kleidern, nahm den Knaben auf den Arm und ging hinter dem König zur Kirche. Er trat ein, als aber auch sie eintreten wollte, da stand der schöne fremde Jüngling aus der Spinnstube neben ihr und fragte: „Warum bist du zornig über mich?“ — Sie antwortete nicht. — „Du, sag mir die Wahrheit, sonst stirbt auch dein Kind.“ — Hierüber erschrak sie sehr und sagte die Wahrheit. — „Siehst du, du Alberne. Du hättest es mir damals sagen sollen, so wären deine Mutter und dein Vater nicht gestorben und du würdest doch hierhergekommen sein. Jetzt will ich dir sagen, wer ich bin: Ich bin der Erzengel, der Tod.“

Sie ging in die Kirche. Und als sie eintrat, konnte sie nicht an ihrer Stelle bleiben, es zog sie etwas immer mehr nach vorne, immer mehr hinauf, immer mehr hinauf, bis zum Altar, noch einmal schien sie etwas hinaufzuziehen. Da plötzlich wurde sie das Altarbild. Seit dieser Zeit steht das Bild der heiligen Mutter mit dem Kind im Arm in allen Kirchen.

Ob bereits die Erzählerin dieser verwunderlichen Geschichte, Lina Subtjirel (aus Alzen), den Titel „Das Bild der heiligen Maria“ ersonnen oder Pauline

Schullerus ihn formuliert hat, ist nicht klar. Die Bestandteile des Komplexes lassen sich zwar leicht analysieren, doch ist es schwieriger zu sagen, wie daraus die vorliegende Geschichte kontaminiert worden ist. Alles beginnt sagenhaft mit Abenden in der Spinnstube, wo sich ein schöner Unbekannter einfindet und der ungenannten Heldin den Hof macht. Der Ariadne-Faden entdeckt ihr sein Geheimnis: Ihr Liebhaber ist ein Dämon, ein Nachzehrer, ein gefährlicher Toter. Soweit führen zahlreiche Geschichten vom „Drei-Auge“ oder vom Orco; meist werden sie fortgesetzt, indem erzählt wird, wie die Frau, Braut oder Geliebte des dämonischen Wesens vor Schrecken an einem Fieber erkrankt – doch der Dämon den Grund nicht kennt. In unserer Geschichte hält er sie für „zornig“ und sucht den Grund zu erfahren. In den meisten griechischen Varianten⁶⁸⁾ kommt er verkleidet als Arzt oder Priester und gelangt so zu dem Wissen, daß seine dämonische Natur durchschaut ist.

Der Stoff wird meist durch die Flucht der Heldin vor dem Dämon – es kann auch das Motiv der „magischen Flucht“ benutzt werden – fortgesetzt. Hier nun schwenkt unsere Erzählung auf eine völlig andere Vorstellung um: Tod und Wiedergeburt auf dem Umweg der Verwandlung in eine Rose.

Das aus einer Rose stammende Mädchen ist nur eine der vielen Formen von Verwandlungen einer Pflanze – oder einer Frucht – ins Anthropomorphe, die wir kennen.⁶⁹⁾ Freilich ist der Fall einer Rückverwandlung relativ selten, d.h. in der Regel geht keine Geschichte vom Tod eines Mädchens und seiner Verwandten voraus.

Das Stichwort „Rose“ hat jedoch wahrscheinlich für unsere Erzählung den Agglutinationspunkt mit dem biblischen Bezug zu ‚Maria mit dem Kinde‘ hergestellt. Die „Rosa mystica“ als Synonym der Mutter Christi – in rumänischen religiösen Volksliedern „trandafire tainic“ – stellt die Verbindung mit Legenden von der Blume des Paradieses oder Blüte vom Baum des Lebens her, die als Gegenstück zum Holz des Kreuzes⁷⁰⁾ in mancherlei Varianten tradiert worden ist.

Eine libanesische Legende erzählt, wie ein Engel einen Rosenstock aus dem Paradies auf Geheiß Gottes auf die Welt verpflanzt und wie aus ihm auf geheimnisvolle Weise ein Mädchen hervorgeht: Maria. Sie trägt bereits den künftigen Erlöser unter dem Herzen. Der (Erz-)Engel der Verkündigung fällt mit dem Engel der Übertragung zusammen.

Unsere rumänische Geschichte kennt freilich die engere Verwebung solcher Vorstellungen nicht. Wie die Spinnstube und ihr Brauchtum der unmittelbaren Umwelt entnommen ist, so stellt auch die „Kirche“ eine Gegebenheit dar, nach deren Provenienz nicht gefragt wird. Die „Königin“ und ihr Sohn werden zu Maria mit dem Kind als Ikone.

Der Totengott entpuppt sich zum Schluß als „Harhanghel“ = Erzengel, nämlich Michael, der als Psychopompos, als Seelengeleiter, im Volksglauben des Ostens und Südostens häufig eine Rolle spielt.⁷¹⁾ Freilich haben dabei präanimistische Vorstellungen die christlichen total überlagert und es klingen keinerlei Erinnerungen an den Verkündigungsendel an, wie wir ihm im entsprechenden Abschnitt begegnet sind.

Mutter und Kind stehen hier in Umkehrung zu einer äthiopischen Erzählung,⁷²⁾ nach der Gott in Urzeiten in einer verborgenen Höhle das Bild Marias und ihres Sohnes in den Felsen gezeichnet habe; ein Erzengel wurde dann – als die Zeit gekommen war – beauftragt, die beiden aus der Felswand heraustreten zu lassen. Was in dieser Fassung als Symbol der Vorsehung zu begreifen ist, wird in unserem rumänischen Text auf den Kopf gestellt. Es ist nicht mehr die Menschwerdung aus dem Bild heraus, sondern eine Verbildlichung des Gelebten.

Es wäre falsch, danach zu fragen, welchen Wirklichkeitswert unsere Geschichte für Erzähler und Hörer gehabt hat. Religiöse Fakten bleiben im Volksglauben vielschichtig, auch wenn ihnen eine einschichtige Historizität zugrunde liegt. Man empfindet im Bereich der mündlichen Überlieferung keinen Widerspruch zwischen verschiedenen Deutungen des Geheimnisses der Menschwerdung Gottes und der Gegensatz zwischen der geschriebenen Bibel und der erzählten Legende – oder gar einer märchenhaften Version – bleibt außerhalb logischer Erwägungen.

Pauline Schullerus hat in ihrer Einleitung „Wie ich gesammelt habe“ (S. 35) vermerkt: „In den letzten Jahren hat man viel vergessen. Was die Alten ihre Kinder gelehrt, lehren diese nicht mehr die ihrigen. Sie lassen sie in die Schule gehen und Neues, Wahres lernen. ‚Herr, verzeihe uns, wir glauben nicht mehr, was unsere Alten geglaubt‘ – ‚Doamne iartă-ne, nu mai credem, ce-o crezut cei bătrîni‘.“⁷³⁾

II. HEILIGE ZEITEN

„Da liegt vor mir ein greises Kind ...“

(Hl. Aphrêm der Syrer, 306 – 373, der älteste
Weihnachtssänger)

„Die heilige Zeit ist ... unendlich oft wiederholbar. Man könnte sagen, daß sie nicht ‚abläuft‘, keine unumkehrbare ‚Dauer‘ darstellt. Sie ist eine ontologische, eine ‚parmenideische‘ Zeit, die sich immer gleich bleibt, die sich weder verändert noch erschöpft. Mit jedem periodischen Fest kehrt man zurück zu derselben heiligen Zeit, die sich in dem Fest des Vorjahres oder in dem Fest vor einem Jahrhundert manifestiert hat.“⁽⁷⁴⁾

Die heiligen Geschehnisse sind präsent zunächst in den Bildern; dadurch unterscheidet sich das Christentum wesentlich vom Islam und der mosaischen Religion. Sie können aber auch in jedem Augenblick präsent gemacht werden, in dem man sie erzählt. Die verschiedenen Dimensionen von Bild und Wort – statisch das eine, fließend das andere – haben zwar im Prinzip eine fast übereinstimmende Funktion und dennoch eine völlig unterschiedliche Lebensweise.

Zu den gemeinsamen Elementen gehört, daß beide zumeist die heiligen Ereignisse der eigenen Zeit anpassen, dem eigenen Milieu einfügen können. Die Szenerie des heiligen Landes wird in die eigene Landschaft übertragen, Bethlehem ist überall.

Gelegentlich werden einige exotische Ausschmückungen benützt, man wird Palmen und Kamele auch dort malen und in Erzählungen einflechten, wo es bodenständig keine gibt, aber das sind periphere Requisiten, die keinen bestimmenden Akzent ausmachen.

Heilige Zeiten sind selbstverständlich durch den Kalender mitbestimmt: Man gedenkt der Ereignisse zu der Zeit – und das ist astronomisch gesehen zugleich an dem Ort –, zu der sie vor vielen Umläufen der Erde um die Sonne eingetreten sind.

Aber ein Bild, eine Krippe, verströmt diese heilige Zeit unentwegt; es ist bezeichnend, daß die Visionen weihnachtlicher Ereignisse vieler Begnadeter nicht immer um die entsprechende Zeit erfolgt sind, sie konnten ihnen auch zu anderer Jahreszeit zuteil werden.

Das gilt auch für das Erzählen. Nur sehr wenige unserer Aufnahmen erfolgten zur Weihnachtszeit. In dem Moment, in welchem der Erzähler von den Ereignissen berichtet, reicht etwas in den Hörerkreis herein, was die Zeitempfindung verändert. Das Verhalten der Erzählgemeinschaft macht es deutlich.

Erleichtert wird das durch die vage gehaltene Zeitkomponente des Erzählstils. Zweifellos hat Max Lüthi recht mit seiner These von der Bedeutungslosigkeit des Zeitablaufs im Märchen.⁷⁵⁾ Für die Legende gilt das noch stärker: Christus kann mit Petrus (und weiteren Aposteln) noch heute durch die Lande ziehen, die meist der Landschaft des Erzählers entsprechen.

Die meisten Sprachen haben ein vielschichtigeres Verhältnis zur grammatischen Formulierung der Vergangenheit und das Spiel zwischen Vergangenheit und Gegenwart ist in unserer Sprache häufig nicht exakt wiederzugeben.

So gibt es Geschichten, denen zufolge manche der heiligen Ereignisse sich noch gar nicht ereignet haben oder gerade jetzt in diesen Tagen vollziehen. Diese Aufhebung der Bedeutung der Zeit schafft darüber hinaus die Mög-

lichkeit, Episoden vom Hauptstrang des Ereignisses abzulösen und auf einen Seitenweg zu lenken, von dem nichts wieder zum Ausgangspunkt, das heißt zum Kern der Geschichte, zurückführt.

Es sind nie die Hauptgestalten der heiligen Ereignisse, die auf solche Weise in selbständige Erzählkomplexe hineinwachsen, sondern in der Regel handelt es sich um im kanonischen Text schwach konturierte Personen, wie die „Magier“ oder drei Könige.

Das Gedankenspiel mit der Vor- und Nachgeschichte dieser geheimnisvollen Persönlichkeiten – „maghusch“ = Mächtige nannten die Meder die Angehörigen ihrer Priesterkaste, die dem Lichtkult Zarathustras dienten – hat schon früh die Apokryphen beschäftigt und die altchristliche Kunst gab ihnen persische Kostüme. Später hat sich nicht nur die Dichtung dieser Gestalten angenommen – erinnert sei beispielsweise nur an den „Vierten König“ von Edzard Schaper⁷⁶⁾ –, sondern im katholischen wie orthodoxen Raum lassen eine Reihe von Volkslegenden, die zumeist in Legendenmärchen übergehen, spüren, wie stark die Faszination ist, die von den drei Königen ausgeht. Wir wollen das an einem Text aus Mexiko aufzeigen.⁷⁷⁾

(22) ERZÄHLUNG AUS MEXIKO

Das ist schon lange her, da streiften die heiligen drei Magier (Könige) durch die Welt auf der Suche nach dem Jesuskind. Sie gingen von Dorf zu Dorf, schauten in alle Häuser hinein, wo es ein Neugeborenes gab, sagten: „Nein, das ist es nicht“ und wanderten wieder weiter.

Als sie so herumzogen, kamen sie eines Abends zu einem alleinstehenden Haus. Das Haus war halbverfallen – aber was willst du machen? Weit und breit gab es kein anderes – und so legten sie sich zum Schlafen in das verfallene Haus.

Um Mitternacht hörten sie ein Weinen wie von einem kleinen Kind. Da wachten sie auf und der Älteste von ihnen sagte: „Weint da nicht ein kleines Kind?“ – „Du Narr,“ schimpft ihn der Zweite, „wo soll denn hier in der Einsamkeit ein Kind herkommen?“

Und sie schliefen wieder ein. Aber nach einer Weile hörten sie wieder ein Kind weinen und wachten auf. Und der Älteste sagt wieder: „Ich meine, da weint irgendwo ein kleines Kind.“ – „Du mußt dich täuschen,“ sagte der Mittlere, „wie soll denn ein kleines Kind hierher kommen? Es wird der Wind gewesen sein.“

Nun, die drei Burschen drehen sich um und schlafen wieder ein. Aber nach einer Weile hört man wieder ein Kind weinen. Der Ältere und der Mittlere haben sich nicht darum gekümmert, denn sie haben geglaubt, daß es der Wind ist, aber der Jüngste ist aufgestanden und hat zu suchen angefangen! Suche du dort, dann suche ich hier! Und nach einiger Zeit hat er mitten im Stroh ein kleines Kind gefunden, das war in einen Fetzen gewickelt und weint sehr.

Der Jüngste nimmt das Kind, trägt es dorthin, wo die anderen beiden schlafen, weckt sie und sagt: „He, Brüder, seht einmal, was ich gefunden habe!“

Die beiden anderen wischen sich den Schlaf aus den Augen und staunen: „Richtig, ein kleines Kind! Zeig her!“

Und wie sie es aus den Windeln wickeln, sehen sie, daß es ein Mädchen ist. „Brüder,“ sagt der Älteste voller Freude, „Brüder,“ sagt er, „wir haben eine kleine Schwester gefunden.“ – „Die wollen wir mitnehmen!“ sagt der Mittlere. „Ich werde sie tragen!“, sagt der Jüngste. Und weil er sie gefunden hatte, hat man sie ihm anvertraut.

Nun war es gut, daß die drei Magier waren, sonst wäre das Mädchen elendiglich umgekommen. Aber sie hatten eine Kürbisflasche, die war immer voll Wein und nun machten sie, daß aus dem Wein Milch wurde, das war leicht für sie. Und mit der Milch haben sie das Mädchen getränkt.

„Nun müssen wir in eine Stadt gehen,“ sagte der Älteste, „und unserer Schwester Kleider kaufen.“ – „Das müssen wir,“ sagt der Mittlere. „Aber vorher müssen wir unsere Schwester taufen!“, sagt der Jüngste.

Sie sind also so lange gegangen, bis sie zu einer Quelle gekommen sind, da haben sie die Kleine aufgewickelt und getauft und sie geben ihr den Namen Maria.

Dann sind sie weitergewandert, haben in der Stadt Kleider gekauft, haben das Mädchen schön angezogen. Ein ganzes Jahr sind sie so gewandert.

Eins Tages aber sagt der Älteste: „Brüder, nun kommen wir bald ins heilige Land. Und wie ihr wißt, gibt es dort einen schlimmen König; der wird bald alle kleinen Kinder umbringen lassen, kurz nachdem wir das Jesuskind gefunden haben.“ – „Ja,“ sagt der Mittlere, „so steht es in den Sternen.“ – „Soll ich vielleicht mit unserer Schwester hierbleiben und auf euch warten?“, fragt der Jüngste. „Nein,“ sagt der Älteste, „was würden der heilige Josef und die heilige Maria denken, wenn wir nur zu zweit kämen? Du mußt mitgehen. Wir werden das Kind bei guten Leuten lassen.“

Und in der nächsten Stadt haben sie die Sterne befragt, wer die besten Menschen seien. Und die Sterne haben ihnen geantwortet: „Die Ärmsten.“

Da sind sie zu einem kleinen Häuschen gegangen, in dem ein Mann und eine Frau mit sieben Kindern lebten. Die waren bettelarm, aber ebenso gut waren sie wie arm.

Und der Älteste hat zu dem Mann und der Frau gesagt: „Gute Leute, wir drei Brüder müssen in ein Land ziehen, wo ein böser König regiert, der keine kleinen Kinder mag. Da wollen wir unsere kleine Schwester nicht mitnehmen. Könntet ihr sie hier behalten?“ – „Aber freilich wollen wir,“ sagten der Mann und die Frau, „wo neun Mäuler genug Futter finden, wird auch das zehnte nicht verhungern.“ – „Gut,“ sagt der Älteste, „ihr braucht nicht zu hungern, denn ich werde euch genug Geld da lassen.“ Und damit zieht er den Beutel heraus, in dem er das Gold für das Jesuskind hat und er gibt ihnen eine Goldmünze, und das ist mehr Geld, als die beiden armen Leute je gesehen haben.

„Habt keine Sorge!“, sagt der Mann. „Meine Frau und ich werden auf eure Schwester aufpassen, als wäre es unser eigenes Kind.“ Da hat ihnen der Jüngste seine Schwester ausgehändigt und hat gesagt: „Sie heißt Maria und getauft ist sie schon.“ – „Das ist recht,“ hat die Frau gesagt und nimmt ihm das Mädchen ab.

So ist Maria bei den armen Leuten geblieben und die heiligen drei Könige sind weitergewandert. Nun war es aber noch ein weiter Weg ins heilige Land. Und als sie dort waren, sind sie zwei Jahre geblieben und dann sind sie in eine andere Richtung weitergezogen, weil sie Angst gehabt haben, daß der böse König sie verfolgen läßt. Und so ist es gekommen, daß sie sehr lange weggewesen sind.

Während dieser Zeit wuchs Maria heran und sie wurde ein außerordentlich hübsches Mädchen.

Nun muß man wissen: In dem Lande, in dem die armen Leute mit Maria wohnten, gab es einen König, der hatte einen Sohn, aber der Sohn war verzaubert. Ein Dämon wohnte in ihm. Und so oft der Königssohn eine Frau heimführte: in der Brautnacht schlüpfte der Dämon durch den Mund des Königssohns aus ihm heraus, tötete die Braut und fraß ihr Herz.

Bald aber war die Geschichte bekannt geworden, daß die Bräute des Königssohns immer während der Hochzeitsnacht starben und niemand mehr wollte den Königssohn heiraten, obwohl der König sehr viel Geld versprach, wenn ein Mädchen seinen Sohn heiraten werde.

Die armen Leute aber, bei denen Maria wohnte, hatten das Geld ausgegeben, das ihnen der Älteste von den heiligen drei Königen gegeben hatte. Und sie litten große Not. Der Mann fand keine Arbeit und er mußte Schulden machen, um die sieben Kinder und Maria ernähren zu können.

Als nun Maria hörte, daß der König viel Geld derjenigen versprochen hatte, die seinen Sohn heiraten würde, sagte sie zu dem Mann: „Vater,“ sagt sie, „wie wäre es, wenn ich den Königssohn heiratete? Dann hättet ihr ausgesorgt, könntet alle Schulden bezahlen, euch ein neues Haus kaufen und alle meine Schwestern wohl versorgen.“ – „Nein,“ sagte der arme Mann, „das werde ich niemals tun. Was würden deine Brüder sagen, wenn sie zurückkämen?“

Aber die Gläubiger wollten ihr Geld wieder haben und da es der arme Mann nicht zahlen konnte, ließen sie ihn ins Gefängnis werfen.

Nun ging Maria zu der Frau und sagte: „Mutter, laß mich zum König gehen und ihm sagen, daß ich seinen Sohn heiraten will. Dann kannst du von dem Geld den Vater auslösen, kannst alle Schulden zahlen, ein neues Haus kaufen und meine Schwestern wohl versorgen.“ – „Nein,“ sagte die Frau, „es geht nicht. Wir haben deinen Brüdern versprochen, daß wir dich wie ein eigenes Kind behandeln wollen, und glaubst du, wir würden eines unserer Kinder verkaufen, damit der Dämon es tötet?“

Und da die Schulden nicht bezahlt wurden, ließen die Gläubiger auch die Mutter verhaften und ins Gefängnis werfen.

Da wollte Maria nicht länger warten. Sie sagt zu ihrer jüngsten Schwester: „Komm mit!“ Und sie geht mit ihr zum Palast des Königs.

Als der König Maria sieht, ist er ganz betroffen: So ein schönes Mädchen hat er noch nicht gesehen. Gern würde er Maria als Schwiegertochter haben. Und auch der Königssohn, der selbst auch ein hübscher Bursche ist – er kann ja nichts dafür, daß ein Dämon in ihm ist, böse Menschen haben ihn verwünscht –, verliebt sich sogleich in Maria. Und der König zahlt die doppelte Mitgift, die er sonst zu zahlen pflegt. ‚Vielleicht schafft es diese?‘, denkt er sich. ‚Der

Fluch muß doch irgendwann verschwinden.' Aber in Wirklichkeit steht es schlimm für Maria, denn der Dämon wartet bereits auf sein nächstes Opfer.

Man bereitet die Hochzeit vor, aber in der ganzen Stadt herrscht keine Freude. Was sag ich? Trauer herrscht und Klagen.

Am Hochzeitsmorgen kommen die heiligen drei Könige zurück. Aber das halbverfallene Haus, in dem der arme Mann mit den sieben Kindern lebte und in dem sie Maria zurückgelassen haben, steht leer.

„Wohin sind die Leute hier gezogen?“, fragt der Älteste die Nachbarn.

Man sagt: „Sie haben sich ein neues Haus gekauft, aber sie haben keine Freude daran, denn Maria will den Königssohn heiraten und in der Brautnacht wird der Dämon sie töten.“

Da gehen die drei Brüder zu den armen Leuten, die nun in einem schönen Haus wohnen. Aber sie weinen und weinen, diese armen Menschen, denn sie haben Maria alle sehr lieb.

„Hört auf zu weinen!“, sagt der Älteste von den heiligen drei Königen. „Aber wißt ihr denn nicht, was sich zugetragen hat?“, fragt der Vater. „Die ganze Stadt weiß es. Und ich hätte das nie zugelassen, wenn ich nicht im Gefängnis gesessen hätte.“ – „Ich auch nicht!“, sagt die Frau.

„Gute Leute, beruhigt euch und hört auf zu weinen! Wir werden unserer Schwester schon helfen!“

Es wird Abend. Man führt das Brautpaar in sein Zimmer. Und als die Leute hinausgegangen sind, sagt der Königssohn: „Legen wir uns ins Bett!“ – „Nein,“ sagt Maria, „ich gehe nicht, solange noch Leute da sind. Dort stehen ja noch drei Männer.“ – „Wo?“ – „Dort!“ – „Ich sehe niemand,“ sagt der Königssohn.

Die heiligen drei Könige stehen dort, sie machen Maria ein Zeichen. Sie soll sich ruhig hinlegen. Da verliert Maria alle Angst und wird ganz ruhig. Sie legt sich ins Bett und der Königssohn auch. Kaum hat der Königssohn sich hingelegt und will etwas sagen, da fährt der Dämon aus seinem Mund. Da ist der Dämon! Er will das Mädchen töten. Da ist der Älteste von den drei Brüdern, er packt den Dämon bei den Haaren. Er zermalmt ihn zu Staub.

Da sind der Mittlere und der Jüngere! Der Mittlere nimmt ein Messer und schneidet dem Königssohn den Bauch auf. Der ganze Leib ist voll von Würmern. Der Jüngste kratzt den ganzen Leib aus und zertritt die Würmer am Boden. Der Mittlere näht den Bauch wieder zu und bestreicht ihn mit einer Salbe. Der Älteste bläst ihm zur Nase hinein.

Da setzt sich der Königssohn auf und sagt: „Brrr! Schrecklich habe ich geträumt!“ – „Du hast nicht geträumt,“ sagt seine Frau, „hier diese drei Männer haben den Dämon getötet und dich geheilt.“ – „Wo kommt ihr denn her?“, fragt der Königssohn. „Weißt du,“ sagt der Älteste, „wir sind Brüder deiner Frau und erst heute hier angekommen.“ – „Ihr habt uns gerettet!“

Dann haben sie angefangen, ein frommes Lied zu singen. Der König hört den Gesang und läuft, so schnell er kann, in jenes Zimmer. Da sind drei Männer und der Bräutigam und die Braut und alles freut sich.

Am nächsten Morgen aber hat man nochmals ein großes Fest begangen und bis in die Nacht hinein getanzt. Und auch später hat man diesen Brauch beibehalten, am Tag der heiligen drei Könige zu tanzen.

Zwar steht am Anfang unserer Erzählung das stereotype „Es ist schon lange her ...“, doch wird damit nur die übliche Distanz geschaffen, die zu einem Eingang gehört. Der Anachronismus, daß das gefundene Mädchen getauft wird, rückt latent die Handlung in die Gegenwart.

Die Helden unserer Geschichte werden nicht nur Magier genannt: Sie sind wirklich auch Zauberer. Die Weinflasche, die nie leer wird, gehört zu den beliebten Requisiten des Zaubermärchens, daß die Flasche jedoch auch Milch herzugeben vermag, ist wohl ohne Parallele. Häufiger ist das Motiv, daß ein Engel das Kind stillen muß, indem er Milch aus dem Finger fließen läßt.

Unsere Magier wissen bereits, daß sie in ein Land ziehen werden, wo ein böser König (Herodes) regiert und sie geben von dem für das Jesuskind bestimmte Gold einer Familie, die auf ihr Findelkind aufpassen soll. Und sie treten endlich in die Funktion des Erzengels Raphael ein. Freilich ist hier nicht der Bräutigam vom Dämon bedroht wie im Buch Tobit,⁷⁸⁾ sondern die Braut, aber die Rettung verläuft ähnlich, wenn auch die Details anders aus-erzählt werden.

Der letzte Satz gibt sich einen ätiologischen Anschein, doch wird vermutlich nur eine stärkere Verknüpfung der Erzählung mit dem Brauchtum zu Epiphanie gesucht.

Finden in der mexikanischen Fassung des Stoffes die drei Magier „zufällig“ ein Waisenkind, so treten sie in einer Erzählung farbiger Brasilianer bewußt als Helfer ein, wie ja in vielen Märchen jenseitige Gestalten – häufig sogar der Tod selbst – die Patenschaft über ein armes Kind übernehmen können. Zwar fehlt unserer Geschichte der unmittelbare Zusammenhang mit der Zeit um Jesu Geburt, andererseits wird durch das Auftreten des hl. Josefs ein stärkerer Bezug zu den heiligen Ereignissen hergestellt. Der Text ist von schwankhaften Episoden durchflochten und man merkt ihm an, daß der Erzähler dahinter soziale Belange und auch eine gewisse Kritik versteckt. Die Weißen – einschließlich des „weißen“ Königs – schneiden nicht sonderlich gut ab.⁷⁹⁾

(23) ERZÄHLUNG AUS BRASILIEN

Vor vielen Jahren lebte einmal in einer Hütte vor der Stadt eine arme Negerfamilie. Sie gehörte einer reichen, aber bösen weißen Frau. Sie mußten arbeiten wie die Ochsen, erhielten aber schlechteres Essen als das Vieh und nicht selten auch weniger.

Die Negerfrau gebar eines Tages einen Buben. Die Eltern wollten das Kind taufen lassen, aber sie hatten kein Geld, um die Taufe zu bezahlen. Da ging der Vater zu der weißen Dame und sagte: „Herrin, meine Frau hat einen Buben geboren und wir möchten den Kleinen taufen lassen!“ – „Nun, so laßt ihn meinetwegen taufen!“ – „Ja, aber wir haben keinen Paten und kein Geld für die Taufe.“ – „So, heißt das bei euch jetzt, Taufe? Schnaps trinken wollt ihr, gestehet es nur!“ – „Nein, Herrin, wir wollen nix Schnaps trinken, wir

wollen taufen.“ – „Nun, so geht zum Pfarrer. Was geht das mich an?“ – „Wir hatten gedacht wegen der Paten(stelle) ...“ – „Fällt mir nicht ein. Sieh zu, wo du einen unter deinesgleichen dafür findest.“

Traurig ging der Vater von Haus zu Haus. Keiner wollte den Paten machen und die farbigen Lohnknechte wagten es nicht, das gegen den Willen ihrer Herrin zu tun.

Am Abend machte sich der Vater müde und erfolglos auf den Heimweg und als er im Dunkeln aus der Stadt hinausstolperte, stieß er auf der Straße gegen drei Männer: einer war weiß, einer war rot und der Dritte war schwarz. Der Weiße fragte: „Freund, wo gehst du hin?“ – „Ich gehe heim zu meiner Frau und zu meinem Kind.“

Der Rote fragte: „Und wo kommst du her?“ – „Ich komme aus der Stadt.“ Und der Schwarze fragte: „Warum schaust du so traurig?“ – „Ich bin so traurig, weil ich den ganzen Tag herumgelaufen bin, um einen Paten für meinen Sohn zu suchen, und: nix ...“ – „So, so!“ machte der Weiße. „Böse Menschen sind in dieser Stadt, da werden wir nicht hineingehen; da herrschen die Erben des Königs Herodes.“

Und er besprach sich mit den beiden anderen. Dann ergriff er wieder das Wort und sagte: „Freund, wir werden morgen zu dir kommen und ein Priesterchen mitbringen für die Taufe. Hier hast du ein Goldstück: Kaufe Essen für das Taufmahl!“

Und ehe sich der Vater hatte recht bedanken können, waren die drei im Dunkeln verschwunden. So ging er heim.

„Hast du einen Paten gefunden?“, fragte die Mutter. „Ja“, sagte der Vater, „und ich weiß nicht, was ich sagen soll. Weiß gar nix. Ich habe im Finstern drei Männer gefunden – schau: einer hat mir sogar ein Goldstück gegeben! – Und die wollen morgen zur Taufe kommen. Was sagst du?“ Und er zeigte seiner Frau das Geld.

Die Negerin entsetzte sich: „Heilige Gottesmutter, das müssen drei Räuber sein!“ – „Ach was, seit wann schenken Räuber? Sie haben auch gesagt, daß sie einen Pfarrer mitbringen.“

Es wird Tag – das war ein Sonntag – und während die Leute überall zur Kirche gehen, kommen die drei Männer: der Weiße, der Rote und der Schwarze. Gut angezogen sind sie alle drei. Und ein altes Väterchen kommt hinterhergehinkt, ein Priesterchen.

Sie gehen in die Hütte hinein: „Guten Tag, ihr lieben Freunde! Habt ihr auch alles vorbereitet, wir wollen gleich taufen.“

Und der Schwarze sagt: „Ich will den Paten machen, das heißt: Ich will das Kind übers Taufbecken halten, denn Paten sind wir ja eigentlich alle drei. Und wie soll das Kind heißen?“ – „José.“

„Gut! Sehr gut!“, ruft das Priesterchen. „So wird das Kind nach mir heißen und die drei da müssen sich nicht um den Namen streiten oder ihm drei Vornamen geben.“

Man tauft das Kind, man setzt sich zum Mahl. Dann hinterließen die drei einige bescheidene Geschenke und verabschiedeten sich, nachdem die Eltern sich vielmals bedankt hatten.

Es vergehen sieben Jahre; José ist schon ziemlich groß. Er muß nun mit seinen Eltern auf der Pflanzung der weißen Dame arbeiten. Eines Tages stieß seinem Vater ein Unglück zu und er starb. Bald danach wurde die Mutter von einer giftigen Schlange gebissen und starb auch.

Nun war José auf einmal allein in der Welt. Seine Herrin ließ ihn rufen: „Schlingel,“ sagte sie, „du bist klein und schwach und da ich dich zum Arbeiten nicht brauchen kann, ist es auch um das Essen schade. Sieh zu, wo du bleibst! Räume die Hütte, die ich für andere Arbeiter brauche und zieh' weg!“ Der arme kleine Schwarze fing an zu weinen, er verließ das Landgut und ging mit seinem Bündel in den Wald. Am Abend, als er vor Müdigkeit nicht mehr weiterkonnte, setzte er sich unter einen Baum. Er war sehr hungrig und fürchtete sich vor den wilden Tieren.

Da waren auf einmal die heiligen drei Könige da und sagten: „Kleiner, was machst du am Abend in der Wildnis?“ – „Meine Eltern sind gestorben und meine Herrin hat mich davongejagt, ich habe kein Daheim mehr.“ – „Hör auf zu weinen! Wir werden dir schon helfen. Oder meist du, deine Paten könnten dich im Stiche lassen!“

Sie gaben José zu essen, wickelten ihn in eine Decke und legten ihn in eine Hängematte: „So, schlaf nur ruhig; morgen werden wir dir eine Hütte bauen.“ Am anderen Tag waren sie wieder da und auch das Priesterchen ist da. Es trägt eine Axt, denn es ist der hl. Josef. Und nun gehen sie zusammen an die Arbeit; das heißt, der hl. Josef beginnt mit dem roten und dem schwarzen König Bäume zu fällen, während er zum weißen König sagt: „Kümmere du dich um das Essen, die Arbeit mit der Axt verstehen die anderen beiden besser, doch niemand kann so gut kochen wie du.“

So kochte dann der Weiße und mittags speisten sie zusammen mit dem kleinen José. Dann gingen sie wieder an die Arbeit und bis zur Dämmerung war die Hütte fertig.

„So, hier sollst du wohnen!“ – „Aber ich habe Angst vor den wilden Tieren ...“ – „Nein, du brauchst keine Angst zu haben! Wir werden es den Tieren sagen, daß sie dir nichts tun dürfen.“

Und sie schickten den Roten in den Wald und der sprach mit den Tieren.

„Erledigt!“, sagte der Rote, als er zurückgekehrt war.

Am nächsten Tag fragten die drei Paten: „Hör einmal: Was für ein Gewerbe willst du lernen. Denn es ist klar, daß wir drei nicht ständig hier sitzen und für dich sorgen können.“ – „Ich möchte gern ein Zimmermann werden.“ – „Hehe!“, lachte der hl. Josef. „Bürschchen, das gefällt mir! Zimmermann wie ich? Das ist gut, das ist sehr gut!“ Und er schaute sich im Kreis um und alle drei nickten ihm zustimmend zu.

„Aber den Lehrherrn wollen wir selbst aussuchen!“ – „Freilich, freilich,“ sagte der hl. Josef, „das müßt ihr selber in die Hand nehmen. Aber ihr werdet mir nicht verwehren, daß ich dem Buben meine Axt da lasse. Es ist eine besonders gute.“

Der Weiße und der Rote nahmen José bei der Hand und gingen mit ihm in die Stadt, der Schwarze hütete das Haus und der Josef hatte anderswo zu tun und ist verschwunden.

In der Stadt gingen sie zu einem braven Mann und sagten: „Meister, hier unser Patenkind soll bei dir in die Lehre gehen. Hier ist Geld. Sieh zu, daß er genug zu essen bekommt und sein Handwerk gründlich lernt. Hier ist auch eine Axt, eine besonders gute. Mit der soll er arbeiten.“

„Ja, ich sehe,“ sagte der Meister, „wie kommt ihr zu einer solchen Axt? Ich werde meine Sache schon gut machen, San José möge mir helfen.“ – „Wird er, wird er!“, sagten die zwei und gingen davon.

Einige Jahre lernte José dort, dann konnte er alles, was er sollte und er machte sich auf den Heimweg. Aber wie überrascht war er, als er dort ankam, wo seine Hütte gestanden hatte: Da war nun ein großes Haus, sehr ordentlich gebaut, auch eine Veranda und ein Stall waren nicht vergessen. José wußte: „Das haben meine drei Paten und das Priesterchen gebaut.“

„José, wie geht's?“ – „Gut geht's, Onkelchen. Ich bin nun ein Zimmermann.“ – „Schau, schau: Wie groß der Bursche geworden ist! Er braucht nun bald eine Frau. Hast du denn noch gar kein Mädchen?“ – „Nein, nix.“

Diesmal ging der Schwarze weg und der Weiße und der Rote blieben daheim. Der Schwarze aber zeigte José ein Mädchen: „Könnte dir dieses Mädchen gefallen?“ – „Ja, ja, ja!“ – „Nun, wir wollen mal sehen.“

Es war Mittagszeit und man teilte gerade das Essen aus.

„Mädchen, wir sind zwei arme Wanderer. Gibst du uns wohl auch einen Bissen?“ – „Schert euch weg, das Essen reicht kaum für mich selber,“ sagt das Mädchen.

„Nun, die ist nicht die Richtige,“ meint der schwarze König, „wollen wir also weitergehen.“

Sie wanderten in eine andere Stadt. Dort sahen sie wieder ein schwarzes Mädchen. Sie warteten bis Mittag und gingen dann hin: „Zwei arme Wanderer bitten um ein wenig Essen.“ – „So wartet, wenn ich satt bin, werde ich euch geben, was übrig geblieben ist.“

„Immer noch nicht die Richtige,“ brummte der Schwarze, „aber sie soll einmal einen Mann finden, der im allgemeinen brav ist, doch alle paar Wochen einen Rausch hat, dann wird er sie etwas verprügeln. Die andere aber, die uns gar nichts gegeben hat, die soll verdorren und keinen Mann bekommen!“

In der nächsten Stadt sahen sie im Hof eines Hauses wieder ein schwarzes Mädchen. „Und wie gefällt dir die?“ – „Jaja, gut, sehr gut sogar!“

Sie warteten wieder bis Mittag.

„Zwei arme Wanderer bitten um etwas Essen.“ – „Aber ja, ihr Armen, hier nehmt meine Schüssel! Ich werde morgen wieder Essen haben, ihr aber werdet morgen vielleicht hungern müssen.“

„Das ist die Richtige!“ – „Ja, Onkel, ich liebe sie, ich liebe sie!“

Der schwarze König ging ins Haus zur Herrin des Mädchens: „Die Sache ist so: Mein Neffe möchte eure Dienerin heiraten.“ – „Ja,“ sagte die Dame, „irgendwann muß es wohl sein. Sie ist ein braves Mädchen. Wie aber steht's mit dem Burschen?“ – „Für den kann ich mich verbürgen.“

Die Dame schaut den Schwarzen an: „Sag, Freund, haben wir uns schon einmal gesehen?“ – „Kann sein, kann sein.“ – „Wo bist du denn daheim?“ – „Ich, ach ich bin mit zwei Freunden viel unterwegs ... wir haben ein Kind ge-

sucht ...“ – „Zwei Freunde? Ein Weißer und ein Roter?“ – „Jaja.“ – „Könnten wir uns wohl auch mal in der Kirche gesehen haben?“ – „Vielleicht, vielleicht.“

Da wurde die Dame rot und sagte: „Warst du vielleicht zufällig auch schon einmal in Bethlehem?“ – Da sagte der Schwarze nichts und die Dame verstand: ‚Er will davon nicht sprechen.‘ Sie kniete sich – sie, die Weiße – vor den schwarzen König hin, aber dann war er auf einmal verschwunden.

Die Dame hat verstanden, daß sie den Besuch eines der hl. drei Könige gehabt hatte und daß sie sich nun um das Patenkind kümmern müsse. Und sie hat das getan, hat die beiden jungen Leute verheiratet und sie lebten bei ihr, als handelte es sich um ihre eigenen Kinder.

Nun möchtet ihr wohl wissen, ob man die drei Könige dort noch einmal gesehen hat. Ich weiß es nicht. Manche sagen ja, andere sagen nein. Vielleicht lassen sie sich nicht von jedem sehen. Aber sie wandern noch herum.

Das Stichwort „Bethlehem“ fällt wohl nicht zufällig; das brasilianische Legendenmärchen will eine Beziehung zur heiligen Zeit herstellen, die sich dort ereignet, wo die drei Magier der biblischen Geschichte auftreten. Auch außerhalb der Gedenktage können die heiligen Ereignisse durch ihren Personenkreis wieder lebendig werden und zu strahlen beginnen.

Umgekehrt schlägt der Zeitpunkt der Festtage eine unmittelbare Brücke zurück zum heiligen Geschehen:

„Eine vornehme Spanierin, Lucia, war in maurische Hände gefallen und lag in der Christnacht in Geburtsnöten als Sklavin in einem Stall. Maria tröstete sie und der Heiland selbst habe ihren Knaben getauft; Lucia entkam mit Hilfe Mariens der Sklaverei und starb als Drittordensschwester des hl. Franziskus 1240.“⁽⁸⁰⁾

Noch unmittelbarer verknüpft die Legende der hl. Äbtissin Juliana Vergangenheit und Gegenwart weihnachtlicher Ereignisse. Ein fürchterlicher Sturm in Verbindung mit einem Wolkenbruch hat das Kloster, dessen Vorsteherin Juliana ist, am 24. Dezember von aller Umwelt abgeschnitten, so daß sich die Nonnen gerade am heiligen Abend nicht in der Lage sahen, in die Kirche zu gehen. Man hofft auf und betet um ein Wunder und das Wunder geschieht:

„Das Wunder hat sich getan;
ein Engel steigt hernieder,
gekrönt wie ein Stern
von strahlendem Licht;
Es gibt nichts Süßeres als sein Antlitz,
ein Gesicht wie eine Harfe.
,Was wollt ihr, Nonnen?‘ – sagt er zu ihnen –
,Was wollt ihr nun?‘
,Um in die Messe gehen zu können,
nur eine Barke.‘

‚Der Schatz, den ich euch bringe,
 ist noch viel mehr wert.‘
 ‚Wenn du uns schlagen könntest eine goldene Brücke –
 oder auch eine silberne,
 Daß wir das stürmische Meer überschreiten könnten
 wie auf der Milchstraße.‘
 ‚Der Schatz, den ich euch bringe,
 ist noch viel mehr wert.‘
 ‚Um nach Bethlehem zu fliegen,
 bringst du uns vielleicht Flügel?‘
 ‚Der Schatz, den ich euch bringe,
 kann nicht einmal der Himmel bezahlen.
 Ich bringe euch hier das Jesuskind,
 das eben geboren worden ist.
 Euch macht es zum lieblichen Geschenk
 die heilige Jungfrau.‘
 In die Arme von Juliana hat er es gelegt,
 Wie eine Biene über einer Blume schwebt.“⁸¹

Solchen Szenen vermag man den Nachklang mittelalterlicher Mystik zu entnehmen. Nach Jahrtausenden ist das Christkind nach wie vor ein kleines Kind; in der heiligen Zeit stehen wir dort, wo sich die Mysterien erfüllt haben.

Im übrigen berichtet die Juliana-Legende auch davon, wie der Engel nach dem Weihnachtsfest das göttliche Kind wieder abholt; mit der Festzeit ist auch der Festinhalt wieder zurückgenommen in die Ferne. In der Legende heißt es, die Nonnen seien zurückgeblieben wie eine Quelle ohne Wasser und wie ein Garten ohne Blumen. Schon Baumgartner⁸² hat dieses Einbrechen der heiligen Zeit in die alltägliche Zeit betont.

Vom Besuch Marias mit dem Kind auf dem Arm in der Weihnachtsnacht in Kerkern und bei christlichen Sklaven wissen verschiedene mediterrane Legenden und wie bei der von Günter zitierten Spanierin Lucia, bleibt es häufig nicht beim tröstenden Besuch, sondern die Gottesmutter führt die Gefangenen aus dem Kerker heraus und bringt sie gar aus der morgenländischen Sklaverei über das Meer zurück in ihr Heimatland.

Zu heiligen Zeiten Gefangene freizugeben, hat bis herauf in die Gegenwart in Form der „Weihnachtsamnestie“ fortgewirkt. In Verbindung damit steht jedoch auch im Brauchtum vieler Landschaften das Speisen (seltener auch Bekleiden) von Gefangenen anlässlich des Festes von Christi Geburt.

Volkstümliches Erzählen läßt ein solches verdienstvolles Werk nie ohne Lohn bleiben. Aus verschiedenen Varianten zu diesem Motiv wählen wir ein katalanisches Märchen⁸³ als Beispiel aus:

(24) ERZÄHLUNG AUS MALLORCA

In Andraitx lebte ein Patron bei dem Vordach des Platzes. Dieser Patron hatte die Gewohnheit, jedes Jahr am Weihnachtstage, bevor er zu Mittag speiste, vor die Türe seines Hauses zu gehen, und wenn er irgendeinen Freund unter dem Vordach sah, lud er ihn in sein Haus zum Speisen ein.

Eines Jahres am Weihnachtstage sah er einen Mauren unter dem Vordach stehen und obschon er gegen die Mauren nicht günstig gesinnt war, weil er sie auf dem Meere sehr nahe gesehen hatte, so lud er ihn nichtsdestoweniger zum Essen ein, um die Gewohnheit nicht zu verlieren.

Nach langer Zeit nahm eines Tages eine Barke mit Mauren die Barke dieses Patrons weg, machten ihn zum Gefangenen und führten ihn fort, um ihn auf dem Marke von Algier zu verkaufen.

Hier ging ein Maure von mittlerem Alter vorüber, sah ihn, kaufte ihn und führte ihn nach seinem Hause.

Als sie zu Hause waren, gab ihm der Maure ein gutes Essen, und als sie mit dem Essen fertig waren, sagte er ihm: „Ihr seid Mallorquiner, nicht wahr?“ – „Ja, Herr,“ antwortete ihm der Patron. – „Ich war schon auf Mallorca. Und von welcher Ortschaft seid ihr? Seid ihr nicht aus Andraitx?“ – „Ja, Herr,“ sagte wieder der Patron, etwas erstaunt. – „Ich war auch in Andraitx, erinnert ihr euch meiner nicht mehr?“ – „Nein, ich erinnere mich nicht, Sie je gesehen zu haben,“ sagte der Patron. – „Und ihr erinnert euch nicht an einen Mauren, den ihr am Weihnachtstage zum Essen eingeladen habt und der unter dem Vordache des Platzes von Andraitx stand?“ – „Ja, ja, jetzt erinnere ich mich.“ – „Und nun, jener Maure bin ich, und um euch die Guttat, die ihr mir erwiesen habt, zu vergelten, habe ich euch zum Mittagmahl eingeladen und ich werde euch die Freiheit geben, damit ihr in eure Heimat zurückkehren könnt.“

Der Patron war sehr dankbar und kehrte nach Mallorca zurück; aber nach vier oder fünf Jahren nahmen ihn die Mauren wieder gefangen, sie verkauften ihn von neuem, und wieder kaufte ihn der gleiche Maure, der ihn wieder zum Essen einlud und ihm wieder die Freiheit schenkte.

Nach vier oder fünf Jahren geschah ihm nochmals das Nämliche, und der Maure, als sie mit dem Mittagmahl fertig waren, sagte zu ihm: „Dreimal habe ich euch zum Mittagmahle eingeladen und euch die Freiheit gegeben, aber jetzt bin ich alt und kann von einem Tag auf den anderen sterben. Und wenn ich sterbe, kann ich euch nicht mehr zum Essen einladen und euch nicht mehr die Freiheit geben. Deswegen rate ich euch, schiffet euch nicht mehr ein und so werden sie euch nicht ein viertes Mal fangen. Gehet weg und fahret fort, eure gute Sitte zu befolgen, an Weihnachten denjenigen ein Mittagmahl zu geben, die sich von ihrem eigenen Hause entfernt finden.“

Der österreichische Erzherzog Ludwig Salvator hat diese Geschichte 1895 veröffentlicht. Sie ist in ähnlichen Varianten sowohl auf den Balearen wie

in der Provence und in Unteritalien bis heute lebendig geblieben. Es geht in allen Fassungen darum, daß der Hausherr nicht irgend einen Armen am Weihnachtstag speist, sondern daß er einem Gefangenen oder Sklaven das nämliche Mahl bietet, das auch er selbst und seine Familie verzehren.

Dieses Motiv wird gern durch die dreifache Wiederholung überhöht, die lediglich anzeigen soll, wieviel Bedeutung der Speisung zu Weihnachten zugemessen wird.

Sklaven freizulassen, kennt unsere Zeit keine Gelegenheit mehr, jedoch das Speisen von Gefangenen und von Fremden ist als eines der Werke der Barmherzigkeit möglich und es gewinnt gerade dann seinen tieferen Hintergrund, wenn es mit der heiligen Zeit verbunden ist. Das gilt auch für alle jene Erzählungen, in denen jemand einen Wanderer, Bettler oder Obdachlosen gerade in der hl. Nacht aufnimmt. Sehr oft zeigt sich, daß er einem Heiligen – sogar Christus oder Maria – Quartier geboten hat. Der Lohn bleibt in allen solchen Fällen nicht aus, vor allem in Zusammenhang mit einem im Hause liegenden schwerkranken Kind kann sich der Ausgleich zur guten Tat einstellen. Etwas überlagert werden wir das noch an unserem letzten Text erkennen.

Ob und wieweit in diesen Stoff auch die Totenspeisung und das altgermanische Totenfest überhaupt hereinspielt, muß offen bleiben. Das vorchristliche Mittwinterfest hat seinen bestimmten Überlieferungszeitpunkt und mit dem Brauchtum sind auch Brauchtumslieder und Erzählungen später christianisiert worden.

In diesem Traditionsstrang stehen auch verschiedene mythische Gestalten und Tiere, von welch letzteren wir hier nur den Julbock, das „goldene Heißl“ und den mit Katzen bespannten Wagen erwähnen.

Wir haben gesehen, wieviele Tiere in den Geschichten der heiligen Ereignisse eine Rolle spielen, besonders hervortretend bei der Flucht nach Ägypten. So konnte es nicht ausbleiben, daß auch im Kreis der Erzählungen von heiligen Zeiten den wilden Tieren wie den Haustieren gewisse Funktionen zugewiesen worden sind.

Als verbreitetstes Phänomen finden wir den Zug, daß Tiere in der heiligen Nacht mit menschlichen Stimmen sprechen können. Dieser mehr sagenhafte Zug gilt für fast den gesamten abendländischen Bereich.

Man könnte erwägen, ob in der heiligen Nacht nur jene paradiesische Fähigkeit wiedererlangt wird, die Sprache der Tiere zu verstehen oder ob nur in dieser Zeit der Jahreswende die Tiere mit menschlicher Stimme sprechen können.

Und was wird da gesprochen? In der Regel gehen die Gespräche um Zukünftiges, vor allem um die Glücks- und Unglücksfälle des kommenden Jahres. Das prophetische Reden hebt das Sprechen der Tiere über den Alltag hinaus und verleiht ihm eine bedeutende Funktion.

Meist ist es so, daß ein Knecht oder eine Magd zufällig in der heiligen Nacht den Stall betritt und dem Gespräch der Ochsen oder Kühe lauscht. Da ist dann vom baldigen Unfalltod des Bauern oder vom Tod der Bäuerin im Kindbett die Rede.

Ähnlich prophetischen Charakters ist das Reden der wilden Tiere in der Weihnacht. Wildhaber hat uns 1967⁸⁴⁾ einen slowenischen Text erzählt, der ähnlich auch im Alpenraum bekannt gewesen ist:

(25) ERZÄHLUNG AUS SLOWENIEN

Ein Wildhüter ging einmal in der heiligen Nacht durch den Wald. Um solche Zeit soll man nicht nachts den Wald durchstreifen, aber der Hüter war noch jung und hatte auf das Datum nicht geachtet. Gegen den Wind näherte er sich einer Gruppe von Sauen und da hörte er eine Stimme sagen: „Was wird uns wohl das nächste Jahr bringen?“ – Und eine andere Stimme sagte: „Es wird sein wie immer, man wird auf uns eine Jagd machen und einige von uns werden ins Gras beißen müssen.“

Da hörte der Wildhüter eine rauhe Stimme und erkannte einen alten Eber, der sagte: „Nein, es wird diesmal anders werden. Freilich werde auch ich sterben müssen, aber ich werde den Jagdherrn mit in den Tod nehmen.“

Der Wildhüter schlich sich leise zurück in seine Hütte. Und einige Zeit darauf erzählt er dem Jagdpatron, was er in der Weihnacht gehört hatte. Doch der lachte ihn aus und glaubte ihm nicht.

Nun gut, nach einiger Zeit gab es eine große Jagd auf die Wildschweine und der Jagdherr ist auch mit dabei.

Und er erkennt, daß da ein alter und besonders guter Keiler dabei ist. Er legt auf ihn an und schießt ihn nieder. Wie der Keiler tot da liegt, sagt der Jagdherr zum Wildhüter: „Nun, lebe ich noch ober bin ich tot? Und schau, was ich jetzt mache!“ – Und er steigt mit den Füßen hinauf und tut so, als wolle er auf dem Eber tanzen. Da rutscht er aus und fällt gerade mit der linken Seite so unglücklich auf den Eber, daß die Spitze des Hauers ihm ins Herz dringt. Und er stirbt auf dem Eber, und niemand kann ihm mehr helfen.“

Prophetisches Warnen ist den meisten Tiergesprächen in der heiligen Nacht gemeinsam. Doch ist vielerorts dieser Zug entsakralisiert worden und die Todesankündigungen sind durch eine Art sozialer Kritik ersetzt. Dennoch aber hält man allgemein an der heiligen Zeit fest, wie uns im Folgenden eine italienische Sage⁸⁵⁾ zeigen soll:

(26) ERZÄHLUNG AUS ITALIEN

Unsere Bauern halten es für eine sichere und unbezweifelbare Sache, daß – wenn man in einem Stall eine Weihnachtskrippe aufstellt – um Mitternacht, genau zu der Stunde, in der das Jesuskind geboren wurde, die Ochsen, die sich in dem Stall befinden, zu sprechen beginnen.

Uns erzählte eine junge Bäuerin aus Casteggio, daß sie am Weihnachtsabend des Jahres 1911, als sie in dem Gutshof Bronza in Casteggio gewesen sei und sich dort mit den anderen ringsum die Weihnachtskrippe gesetzt habe, wobei

sie folgende Worte vernahm: „Der Herr, der gestorben ist, der war gut, aber mit dem von jetzt geht es uns schlecht.“

Wir haben behauptet, daß irgendeiner von jener Gruppe von Leuten gesprochen haben könnte. Aber die Bäuerin protestierte energisch, daß sie mit ihren eigenen Augen gesehen habe, wie die Ochsen das Maul aufmachten und daß sie mit ihren eigenen Ohren von den Ochsen jene Worte gehört habe.

Es wird in unserem italienischen Text also genau an der bestimmten heiligen Stunde festgehalten, auch wenn der Inhalt des Tiergesprächs sich gewandelt hat und ebenso die Skepsis der Aufzeichner der Überzeugung der Bäuerin, die alles erlebt haben will, gegenübersteht.

Haustiere sprechen jedoch nicht nur in ihrem Stall, wo die aufgestellte Krippe das heilige Ereignis besonders naherückt, sondern sie können auch reden, wenn sie in der Weihnacht unterwegs sind.⁸⁶⁾

Wir wollen hier jedoch auf derlei Sagen verzichten, da sie textlich zumeist nur spröde Fassungen bieten.

In manchen Fällen fließen auch die Rauhächte mit ihrem vorchristlichen Brauchtum in die weihnachtlichen Riten und Vorstellungen ein. Totenkult und Zauberwesen überschneiden sich mit christlichen Formen.

Aus dem Zentralladinischen hat uns Alton eine Sage überliefert, die einen mehrteiligen Komplex darstellt und aus dem wir nur das auf Weihnachten bezogene Stück herauslösen wollen:⁸⁷⁾

(27) ERZÄHLUNG AUS DEM LADINISCHEN

In Gries wohnte einmal ein Mann, der hieß Pellegrin da Soppera. Er hatte viele Kühe, eine schöne Schafherde, vier Pferde, Felder und Bergwiesen. Mit seinen Pferden zog er über die Berge, hin und her, und beförderte Waren für sich und die Leute.

Im Frühjahr kam er mit den beladenen Pferden von Gröden herüber und als er auf der Höhe war, da wollten sie nicht mehr gehen. Er geht vor, um zu schauen, was los ist. Da war ein großer Wolf, der die Tiere aufhielt, denn er wollte sie zerreißen und fressen. Pellegrin machte das Zeichen des heiligen Kreuzes und voll Mut sagte er: „Im Namen Gottes, wer du auch bist, geh weg und ich werde dir am Weihnachtsabend ein gutes Mahl bereiten.“ Da hat ihm der Wolf nichts tun können und heulend hat er entfliehen müssen.

...

Am Weihnachtstag geht die Magd ganz früh am Morgen in den Stall zum Füttern. Ganz erschreckt kehrt sie um, geht zum Bauern und erzählt ihm, ein böses Vieh lasse sie nicht in den Stall gehen. Sie bittet ihn, daß auch er hinuntergehe.

„Ich weiß schon, wer da ist,“ sagt Pellegrin, „du geh hinunter, ich werde gleich nachkommen.“

Als er hinuntergegangen ist, wartet der Wolf noch. Pellegrin springt in den Schafstall, nimmt das schönste Lamm, das er hat und wirft es dem Wolf vor

den Rachen. Der läßt sich das Lamm auf die Schultern und geht die Felder hinauf zum Wald; und dann ist es gut gewesen.

...

Sie gehen weiter und kommen in eine andere Wirtschaft. Wie sie dort hineingehen, fällt ein Fremder dem Pellegrin um den Hals und sagt zu ihm: „Gott sei Dank, daß wir uns sehen! Wie geht es dir jetzt?“

Der Pellegrin wundert sich, denn er hat diesen Mann noch nie gesehen und ihn nicht gekannt und so traut er sich nicht zu antworten. Der aber fragt ihn weiter, dies und das, und zum Schluß sagt er: „Ich bin der Hungrige, der auf dem Grödnerjoch dir die Pferde zerreißen wollte; du hast mich mit dem Kreuzzeichen verjagt; ein schlechter Mensch hat mich mit seinen bösen Wünschen so werden lassen. Dein Lamm vom Weihnachtsabend habe ich in die Felsen getragen. Zwei Jahre lang habe ich gefastet, aber wie ich so dachte, daß heiliger Abend sei, habe ich es dem Herrgott geopfert und so bin ich entzaubert worden.“

...

Hier haben wir also eine Werwolfsgeschichte vor uns, in welcher der Verzauberte in der Weihnacht wieder zum Menschen wird, nachdem er vorher gebüßt hat.

Erlösung und Entzauberung in der heiligen Zeit sind nicht selten in der mündlichen Überlieferung; ebenso ist jedoch ein Schweigegebot bekannt. Wer es bricht und spricht, kann zur Strafe bis zum nächsten Weihnachtsfest verwandelt werden.⁸⁸⁾

Umgekehrt ist jedoch Weihnachten auch der Zeitpunkt, zu dem man sich freiwillig verwandeln kann, im Volksglauben Südfrankreichs⁸⁹⁾ beispielsweise in einen harmlosen Werwolf; man muß sich allerdings spätestens zu Lichtmeß zurückverwandeln, sonst muß man bis zum nächsten Weihnachtsabend warten.

Bladé⁹⁰⁾ weiß gar von Wolfsmessen zu berichten, die am Weihnachtsabend oder eine Woche später zu Sylvester gelesen werden. In dieser „messe des loups“ handelt es sich allerdings nicht um Werwölfe, sondern um ‚natürliche‘ Wölfe. Die Erzählerin der Sage – Mme Bache aus Mauvezin (Gers) – versichert, es gäbe zu diesem Zweck Wolf-Pfarrer, Wolf-Bischöfe, Wolf-Erzbischöfe und einen Wolf-Papst, „aber niemand hat sie jemals gesehen“.

Die Widerspiegelung der heiligen Zeit des Menschen im Tierbereich wird auch aus anderen Landschaften in der verschiedensten Weise erzählt. Von lieblichen Idyllen reichen die Erzählbilder bis zu dämonischen Gegenstücken christlicher Feiern. Bei der ersteren Gruppe haben wohl manche Klöster eine erbauliche und stimmungsvolle Unterhaltung gesucht, die letztere Gruppe dürfte hingegen in vorchristliche Schichten zurückreichen.

Überhaupt bedeutet das Eintreten der heiligen Zeit die Umkehrung mancher bestehender Gesetze: wilde Tiere werden zahm, Haustierte entfliehen in den Wald und kehren erst nachher wieder zurück. Während etwa die Wölfe den Menschen während dieser Tage nichts tun, fressen sie – wenn sie einen erwischen – Teufel.⁹¹⁾ So erzählt man es sich in Rumänien.

Gegensätzliches wie Julnacht-Bräuche und christliches Gedankengut können jedoch kontaminiert werden. Derlei fließt in einer schwedischen Erzählung⁹²⁾ ineinander:

(28) ERZÄHLUNG AUS SCHWEDEN

Mein Großvater hat mir diese Geschichte erzählt: Vor langer, langer Zeit lebte einmal ein Arzt im Norden unseres Landes. Er wohnte in einem kleinen Dorf und betreute die Leute eines größeren Landstriches. Überall war er sehr beliebt, denn er war unermüdlich und immer freundlich und verstand sich vor allem mit den Kindern sehr. Am Rande seines Dorfes ließ er sich ein schönes Haus bauen, und dort lebte er zusammen mit einer alten Haushälterin und einem Kutscher, denn er war unvermählt.

Da es weit und breit keinen anderen Doktor gab, hatte er viel, viel Arbeit, und so fuhr er sommers mit der Kutsche und winters mit dem Schlitten landauf, landab, um seine Kranken zu besuchen. Er war ein kluger Herr, und da es in jener Gegend keine Apotheke gab, machte er gleichzeitig auch den Apotheker.

Nun gab es damals einen sehr strengen Winter. Die große Kälte ließ schon frühzeitig die Flüsse einfrieren und es warf eine Menge Schnee herab, so daß die Straßen vor allem in den Bergen meterhoch verweht waren. So konnte der Doktor nur mehr seine Kranken im Tiefland versorgen, denn die Berge und Wälder waren ungangbar geworden und wenn er sich aus dem Dorf hinauswagte, mußten er und der Kutscher Flinten mitnehmen, denn Kälte und Hunger hatten die Wölfe und Bären aus ihren Verstecken getrieben, so daß sie die Gehöfte umkreisten. Anfangs kam hin und wieder auch noch ein Reiter aus dem Wald, aber dann kamen sie nicht mehr durch und der Arzt mußte die größeren Fahrten einstellen.

Jenseits der Berge aber lag eine kleine Siedlung und dort war ein kleines Mädchen krank geworden. Die Mutter versuchte erst alles, was man an Hausmitteln geben kann, aber als das alles nichts half und das Fieber des Kindes stieg, sagte sie zu ihrem Mann: „Du mußt um den Arzt reiten, sonst stirbt unser Kind, denn ich habe alle Arzneien vergeblich versucht. Das Mädchen ist schon ganz schwach geworden und es fiebert schon seit Tagen.“ – „Frau,“ entgegnete der Mann, „das ist unmöglich. Du weißt, wie lieb ich unser Kind habe, aber die Wälder sind so verschneit, daß an ein Durchkommen gar nicht zu denken ist. Und selbst wenn ich mich zu Pferd durchschlagen könnte, wie sollte ich den Doktor mit dem Schlitten hierher bringen? Wir können nur warten und auf das Beste hoffen.“ Aber die Frau gab nicht nach, sie drang und drang so lang in ihren Mann, er solle doch wenigstens versuchen, vom Arzt eine gute Medizin zu besorgen, daß er schließlich sein Pferd sattelte, seine Büchse nahm, um in das andere Dorf zu reiten. Doch war er kaum bis an den Waldrand gekommen, als sein Roß bis zum Leib im Schnee versank und ihn ein Rudel Wölfe umkreiste. Als er sich umwandte, stürzte gar noch sein Pferd, und nur mit Not und unter Schüssen konnte er sich wieder zu seinem

Hause durchschlagen, denn die Raubtiere verfolgten ihn fast bis zur Schwelle seines Hofes.

Entmutigt und sein blutendes Pferd in den Stall führend, kam er daheim wieder an. „Frau,“ sagt er, „es geht nicht, ich bin nicht einmal in den Wald hineingekommen; von Durchkommen ist gar keine Rede, und zudem wird es bald finster.“ Da weinte die Frau und ging in die Stube, wo das fiebernde Töchterchen lag. „Mutter, warum weinst du denn?“, fragte das Kind. „Ach, gerade ist Vater zurückgekommen,“ antwortete die Frau, „denn er wollte für dich Medizin holen beim Doktor, aber es geht nicht, weil so viel Schnee liegt.“ – „Mutter, weine nicht! Wenn du meinst, daß wir den Doktor brauchen, so will ich es dem Christkind sagen, das doch heute abend kommen muß. Du hast ja selbst heute morgen gesagt: Am Abend kommt das Christkind.“ – „Aber Kind, das ist nur so ein alter Brauch, und es ist nur mehr eine Erinnerung daran, daß Christus als Kind in diese Welt gekommen ist.“ – „Nein,“ sagte das Mädchen, „ich bin sicher, wenn ich darum bete, dann wird das Christkind auch selber kommen.“

Da ging die Mutter hinaus und sagte zu ihrem Mann: „Das Kind spricht schon wieder im Fieber.“ Und dann machte sie sich daran, das Weihnachtsmahl zu richten und dachte dabei: „Das wird das letzte Weihnachtsessen für unser Töchterchen sein.“ Als sie aber zwischendurch einmal nach dem Mädchen sah, lag es mit roten Bäckchen und winkte der Mutter. „Ach,“ sagte es, „eben war das Christkind da. Es sieht aus wie ein kleiner Junge. Ich habe ihm gleich gesagt, ob es nicht den Doktor schicken kann und es hat mir versprochen, daß es ihn gleich holen wird.“ Da rief die Mutter den Vater herein und das Mädchen mußte die Geschichte noch einmal erzählen: „Das Christkind war da; es sieht aus wie ein kleiner Junge und es hat mir versprochen, daß es den Doktor holen wird.“ – „Das Fieber wird wieder gestiegen sein,“ dachte der Vater, „denn das Kind phantasiert bereits.“ Die Mutter aber begann in ihrer Not etwas Hoffnung zu schöpfen.

Nun war der Abend angebrochen und in dem Dorf, wo der Arzt wohnte, hatten sich in den Häusern die Familien versammelt; nur der Arzt war ganz allein, denn die Haushälterin und der Kutscher waren auch zu ihren Verwandten gegangen. Er war gerade dabei, Arzneien zu bereiten und eine Salbe zu reiben, als es an die Türe klopfte. „Herein!“, rief er, und da trat ein kleiner Junge ein, der die Mütze abnahm und freundlich grüßte. Sein Mäntelchen war ganz voll Schnee und die Bäckchen rot vor Frost. „Ja, wer bist denn du, Kleiner?“, fragte der Arzt. „Dich habe ich noch nie gesehen und ich kenne doch sonst alle Kinder der Gegend.“ – „Ich bin nur zu Weihnachten hier und man schickt mich von drüben aus dem Dorf, weil man da Eure Hilfe braucht.“ – „Du willst mich wohl zum besten halten, kleiner Schelm?“, entgegnete der Arzt. „Meinst du, ich wüßte nicht, wieviel Schnee draußen liegt und daß man nicht durch den Wald kommen kann? Und glaubst du, ich könnte für wahr halten, daß man einen so kleinen Jungen ausschickt? Die Bären und Wölfe würden dich sofort zerreißen, wenn du in den Wald kämst.“ – „Nein,“ sagte der Junge, „es ist mein voller Ernst. Ich habe drüben eine kranke Schwester und die braucht Eure Hilfe. Ihr sagt ja selbst, daß Ihr mich nicht kennt. Und

wenn Ihr nicht kommt, müßte das Mädchen sterben.“ – „Mein lieber Junge, selbst wenn du recht hättest, könnte ich dir nicht helfen, denn mein Kutscher ist bei seiner Familie und ich würde ihn um keinen Preis bewegen können, mich mitten in der Nacht durch den Wald zu fahren.“ – „Das ist auch gar nicht nötig, denn ich habe selbst einen Schlitten dabei und werde Euch kutschieren. Und Ihr werdet auch wieder richtig zurückgebracht, habt keine Sorge!“ – „Ja, aber,“ rief der Arzt ganz verzweifelt, „die wilden Tiere würden über uns herfallen und nur die Stiefel und Knöpfe von uns übrig lassen. Was dir einmal gelungen ist – und ich weiß, daß Gott die Kinder besonders beschützt –, würde kein zweites Mal gelingen.“ – „Aber wißt Ihr denn nicht, daß wir Christnacht haben und daß da die wilden Tiere niemand etwas zuleide tun?“ – „Du bist ja ein lieber Junge und ich würde dir auch gern helfen,“ sagte der Arzt, „aber was du da sprichst, ist doch nur eine fromme Legende, die sich die Leute erzählen. Die Tiere wissen nicht, was im Kalender steht. So gern ich deiner Schwester helfen würde, es geht nicht und ich darf auch dich selbst nicht der Gefahr aussetzen, jetzt heimzufahren.“ Da sah ihn der Junge lang und ernst an, dann fragte er: „Habt Ihr Angst?“ – „Ja.“ – „Und habt Ihr kein Vertrauen auf Gott?“ Da antwortete der Arzt: „Du hast recht! Es soll so geschehen, wie Gott will und wenn du Vertrauen hast, so will ich mich von dir nicht beschämen lassen. Warte nur einen Augenblick: Ich will meine Tasche und meine Flinte holen und dann wollen wir uns auf den Weg machen. Hoffentlich hast du ein starkes Pferd.“ – „O, Ihr werdet es gleich sehen. Und was die Flinte betrifft, so laßt sie ruhig daheim, denn wir werden sie nicht brauchen.“

Der Arzt aber dachte: „Besser ist besser,“ suchte seine Sachen zusammen und steckte sie neben Medizinien in seine Tasche, zog seinen Mantel an und hängte die Doppelflinte um. Dann sagte er zu dem Knaben: „Wir können gehen!“ Sie gingen also aus dem Haus hinaus, und richtig: da stand ein Schlitten mit einer Laterne daran. Aber als der Arzt das Zugtier sah, da mußte er sich doch die Augen ausreiben, denn da stand ein großer, großer Elch. „Ich muß schon sagen: Ihr habt aber da drüben seltsame Pferde.“ – „Die besten, die man sich bei diesem Wetter wünschen kann,“ erwiderte das Kind. Dann half es dem Arzt in den Schlitten und deckte ihn sorgsam mit einer warmen Decke zu, setzte sich auf den Kutschbock und pfiff dem Elch. Der setzte sich sogleich mit Riesenschritten in Bewegung und zog den Schlitten wie eine Feder hinter sich her. Schnell war man aus dem Dorf hinaus und als der Mann die Lichter der Wölfe aufleuchten sah, griff er nach seinem Gewehr. Im gleichen Augenblick aber drehte sich der Knabe um und sagte: „Laßt nur Euer Schieß Eisen. Ihr versteht nicht, mit Tieren umzugehen.“ Da fügte sich der Mann in alles und dachte: Der kann mehr als du selber. Der Knabe aber rief den Wölfen etwas zu und wirklich taten die großen Tiere niemand etwas zuleide. Im Gegenteil: sie liefen vor dem Schlitten her, um den Schnee festzutrameln und andere liefen hinterdrein. Der Elch aber kümmerte sich gar nicht um sie.

Im Wald konnte zwar auch der Elch nicht mehr so schnell laufen, aber der Schlitten blieb nie stecken und so war man noch lange vor Mitternacht in der kleinen Siedlung. „Hier,“ sagte der Knabe, „ist das Haus. Geht nur einstwei-

len zu meiner kranken Schwester hinein!“ Und damit half er dem Arzt aus dem Schlitten heraus. Der nahm seine Tasche, klopfte an die Türe und trat ein. Da schauten aber der Bauer und seine Frau, als sie den Doktor hereinkommen sahen! „Ja wie kommt denn Ihr zu uns? Wißt Ihr denn, daß unser Töchterchen krank ist?“, rief der Bauer erstaunt. „Ei freilich, Ihr habt ja Euren Jungen um mich geschickt,“ entgegnete der Arzt, „und ich muß schon sagen: Ihr habt einen recht tüchtigen Sohn und Ihr müßt viel Gottvertrauen haben, daß Ihr das Kind so allein durch den Wald fahren laßt.“ – „Wie? Was? Verzeiht, das muß ein Irrtum sein,“ sagt der Bauer, „denn ich habe gar keinen Sohn; das kranke Mädchen ist unser einziges Kind.“ – „Nun, so ein Schlingel! Und zu mir sagt der Junge, er komme um seine kranke Schwester. Nun sagt mir nur noch: Wie habt Ihr den großen Elch dressieren können, daß er den Schlitten zieht?“ Da wurde der Bauer ganz verwirrt: „Was für ein Elch?“ Und der Arzt nahm ihn bei der Hand und führte ihn vors Haus. Da stand der Schlitten mit dem großen und ungewöhnlichen Zugtier, aber von dem Knaben war nichts zu sehen. „Dieses seltsame Rentier,“ sagte der Bauer, „gehört weder mir noch sonst jemandem in unserem Dorf. Ihr wollt mir wohl einen Bären aufbinden?“ – „Nun, darüber später mehr! Führt mich erst zu der Kranken!“ Und damit gingen sie wieder ins Haus und in die Stube des Mädchens. Das saß im Bett und sagte: „Mama, gerade war wieder das Christkind da und hat gesagt, daß der Doktor schon da ist und daß ich bald wieder ganz gesund sein werde. Und dem Herrn Doktor soll ich sagen, daß der Christusknabe leider keine Zeit mehr hat, ihn heimzubringen, aber daß der Elch den Weg auch allein findet, und der Herr Doktor soll sich nicht fürchten.“ Da schauten Vater, Mutter und der Arzt sich an und der letztere sagte: „Das ist eine seltsame Geschichte.“ Und der Vater: „Ja, das macht das Fieber.“ – „Nein,“ sagte der Arzt, „hier spielt etwas ganz anderes herein.“ Und zum Mädchen: „Nun, sei unbesorgt! Wenn du solchen Besuch hattest, wirst du auch sicher gesund werden.“ Und er gab ihr eine Medizin und dann setzte er sich mit den Eltern zu Tisch.

Als er am nächsten Morgen nach dem Mädchen sah, hatte es kein Fieber mehr und der Arzt konnte wieder an seine Heimreise denken. „Neugierig bin ich ja,“ dachte er bei sich, „wie es diesmal geht!“

Die Sonne war kaum aufgegangen, doch war es schon spät am Tage, als er mit dem Bauern vors Gehöft trat. „So wahr ich lebe, ein Elch!“, rief der Bauer aus. „Gestern glaubte ich, es wäre ein gewöhnliches Rentier.“ Und damit nahmen sie Abschied. Kaum saß der Doktor im Schlitten, da zog der Elch an und schlug den Weg zum Wald ein. Dem Arzt war so allein nicht recht wohl und er hätte viel darum gegeben, wenn der Knabe vom Vorabend dabeigewesen wäre.

Am Waldrand kauerte wieder ein Rudel Wölfe und er wollte eben zu seiner Flinte greifen, da wandte der Elch den Kopf und sprach: „Laß das nur! Sie werden uns nichts tun.“ Und als der Schlitten bei den Wolfen angekommen war, sagte der Leitwolf: „Das ist der Mann, den heute nacht der himmlische Knabe herübergebracht hat und den wir nach Hause geleiten sollen.“ Und damit setzte sich das Rudel in Bewegung und lief wieder teils voraus, teils hinten-

drein. Zunächst ging alles gut, aber an einem steilen Hang kippte der Schlitten um und der Arzt fiel heraus. Als bald kam ein Bär herzugelaufen, hob ihn mit seinen Pfoten vorsichtig auf und trug ihn in den Schlitten, den die Wölfe wieder aufgestellt hatten, zurück. „Hast du dir weh getan?“, fragte er noch. „Nein, danke, gar nicht,“ antwortete der Arzt, der sich nunmehr über nichts mehr wunderte.

So fuhr man bis zum anderen Waldrand, da nahmen die wilden Tiere Abschied, der Elch aber fuhr den Doktor bis zu seinem Hause. Und seitdem, so sagen die Leute, war unser Doktor ein wenig wunderlich. Man wollte gar gesehen haben, wie er im Walde mit wilden Tieren, Bären und Wölfen, gesprochen habe, und daß diese ihm nichts zuleide täten, so daß er auch im Winter ohne Gefahr überall die Kranken besuchen könne.

NACHWORT

„Nicht darin, was die Katakombenbilder dem Besucher sinnfällig vor Augen führen, sondern woran sie ihn erinnern und was in den einfachen Protourkunden der christlichen Malereien gar nicht sichtbar ist, liegt ihre Bedeutung. Auch wenn sie historische Ereignisse und Personen darstellen, sind sie Symbole, deren Aufgabe mit dem objektiven Inhalt der Darstellung nicht erschöpft ist; sie sollen dem Beschauer die Mysterien und Wahrheiten des neuen Glaubens zum Bewußtsein bringen.“⁽⁹³⁾

Was hier Dvořák von den gemalten frühchristlichen Bildern gesagt hat, gilt auf eine andere Weise auch für die erzählten Texte. „Das Bild ist für den primitiven Menschen wirklichkeitsgefülltes Gegenstandssymbol.“ So urteilte seinerzeit Ildefons Herwegen⁽⁹⁴⁾ gegenüber ältesten künstlerischen Darstellungen der Menschheit mit religiös-magischer Funktion. Selbstverständlich ist ein gemaltes Bild stets gegenständlicher als ein mit Worten ausgesprochenes, und dennoch wird alles, was die Sprache heraufbeschwört, ebenso die Grenzen der Zeit überschreiten und Vergangenheit und Gegenwart miteinander nicht nur verbinden, sondern ineinander fließen lassen.

Der ‚puer aeternus‘ (ewige Knabe) von Bethlehem bleibt zeitlos im Ablauf der Zeit. Seine Darstellung in Bild und Wort mag im Wandel der Jahrhunderte zu anderen technischen und sprachlichen Mitteln greifen, im tieferen Sinne unterliegt er keiner Veränderung.

Der Mensch gewordene Gott steht im Zentrum des Mysteriums, aber seine Ausstrahlung bezieht einen großen Kreis seiner Umwelt mit ein. „Der kleine Esel der ‚Flucht nach Ägypten‘ scheint ebenso andächtig wie Josef und die Jungfrau“,⁽⁹⁵⁾ konnte Eliade bei der Beschreibung eines Gemäldes des „glückseligen“ Fra Angelico formulieren und: „Ich empfinde grenzenlose Bewunderung für das theologische und metaphysische Genie des Fra Angelico.“

Volkstümliche Ausdrucksformen bedienen sich einfacherer Mittel in der Gestaltung ihrer Bilder. Doch sie führen ähnlich in eine tiefere Dimension hinein und wer nur das oft unbeholfene oder gar verkrampfte Vordergrundsbild wahrnimmt, dem bleibt die Absicht und das Bemühen solchen Erzählens verschleiert.

Obwohl die „Heiligen Ereignisse“ mehr einen epischen als einen dramatischen Charakter haben, sollten gerade Sequenzen der Weihnachtsgeschichte früh neben dem Erzählen zum Nachspielen anreizen, dies gilt von den frühspanischen Versen des „Misterio de los Reyes Magos“, die dem Volksschauspiel näher standen als der Kunstliteratur, bis zum Marionettentheater und Schattenspiel unseres Jahrhunderts. Die Grenzen zwischen „lebenden Bildern“ (vor allem im Vereinstheater des 19. und frühen 20. Jahrhunderts), Umzügen der Sternsinger und abseits der Bühne gespielten Weihnachtsszenen – „Teatru fără Scenă“ (Theater ohne Szene) konnte Opreșan sein Buch über dieses Genre betiteln⁽⁹⁶⁾ – sind ebenso fließend wie die Möglichkeiten

der Volkserzählung zwischen erbaulicher Legende, religiöser Ballade und mehr oder minder christianisiertem Märchen.

Für den Menschen unserer Zeit scheint es schwieriger geworden zu sein, zwischen den „visiones“ und den „similitudines“ zu unterscheiden, wie wir schon eingangs gesagt haben. Chiffren und Symbole, die man früher ihrem Charakter nach besser verstanden hat, werden in einer Welt, welche die Historizität überakzentuiert, gehaltlos und entleert.⁹⁷⁾

Trotz dieser unverkennbaren Einbuße haben jedoch viele unserer Texte etwas von einer Faszination behalten, die unser Ahnungsvermögen anspricht und gefangen nimmt.

Diese Schrift widme ich Frau Gabriele K. Binder.

Kritzendorf, März 1988
Felix Karlinger

ANMERKUNGEN

- 1) Hierbei handelt es sich um kein direktes Zitat, sondern um einen mehrfach bei Heidegger auftauchenden und von ihm verwendeten Begriff.
- 2) Soweit Apokryphen im Folgenden zitiert werden, so nach C. Tischendorf, *Evangelia Apocrypha*. Heidelberg 1853; sowie nach C. Michelet P. Peeters, *Evangelies Apocryphes*. Paris, vol. I 1911, vol. II 1914.
- 3) Wilhelm Michaelis, *Die Apokryphen Schriften zum Neuen Testament*. Bremen 1956.
- 4) Antoni Maria Alcover, *Mitteilungen in einem Brief an Vicente García de Diego*.
- 5) Thordis von Seuss hat zwischen 1963 und 1966 in spanischen Klöstern systematisch geforscht. Teile ihrer Sammlung sind veröffentlicht. Eine Gesamtausgabe ihrer Texte steht noch aus.
- 6) Felix Karlinger, *Über das Sammeln von Volkserzählungen in Klöstern der Romania*. In: *ÖZV XXII/71*, 1968, S. 225 – 228.
- 7) Text im Original in: Felix Karlinger, *Povestea Maicii Domnului*. (Salzburg) 1978, S. 13.
- 8) Proto-Evangelium des Jakobus III, 1.
- 9) Proto-Evangelium des Jakobus IV, 1.
- 10) Yves F.-A. Giraud, *La Fable de Daphné. Essai sur un type de Métamorphose végétale*. Genève 1968.
- 11) Siehe Anm. 7, S. 18 (Originaltext).
- 12) Leopold Kretzenbacher, „Legendenlied“. In: *Handbuch des Volksliedes I*, S. 323 – 342.
- 13) Felix Karlinger, *Sobre la función del árbol en los cuentos populares españoles*. In: „*Arbor*“ 1984, S. 213 – 221.
- 14) Émile Turdeanu, *Apocryphes slaves et roumains de L’Ancien Testament*. Leiden 1981, S. 141ff.
- 15) Richard Beitzl, *Wörterbuch der deutschen Volkskunde*. Stuttgart²1955.
- 16) Felix Karlinger, *Eine portugiesische Marien-Legende vermutlich äthiopischer Provenienz*. In: *Aufsätze zur portugiesischen Kulturgeschichte*, 17. Band 1981/82, S. 1 – 11.
- 17) Andreas und Waltraud Kronenberg, *Nubische Märchen*. Köln 1978. Siehe Gruppe „*Märchen von Engeln*“!
- 18) Enrico Cerulli, *La letteratura etiopica – Con un saggio sull’Oriente Cristiano*. Firenze 1968, S. 45ff.
- 19) Alexander Baumgartner, *Die Literaturen Westasiens und der Nilländer*. Freiburg 1897, S. 171.
- 20) Magnetophonische Aufzeichnungen in der Sammlung von Henri Noël. Die Aufnahme stammt aus dem Jahre 1963.
- 21) Sergius Heitz, *Mysterium der Anbetung – Göttliche Liturgie und Stundengebet der Orthodoxen Kirche*. Köln 1986, S. 648.

- 22) Vermittelt durch Peter Holynskij, erzählt durch Ludmila Lywinowa (gebürtig aus Novogradok) 1962 in München, übersetzt durch Burkhard Schneider.
- 23) „Liber de nativitate Mariae“ XI, 2: „Virgo autem quae iam angelicos bene noverat vultus et lumen caeleste insuetum non habebat, neque angelica visione territa, neque luminis magnitudine stupefacta ...“
- 24) Felix Karlinger, U. Ehrhott, Märchen aus Mallorca. Köln 1968, S. 227.
- 25) Sim. Fl. Marian, Legendele Maicii Domnului. Bucureşti 1904, S. 23.
- 26) G. Georgeakis, Ta paramythias mas. s. 1. 1914.
- 27) S. A. Lewis, Apocrypha syriaca; Anecdota; Sep. Roma 1902.
- 28) Wolfgang Kosack, Die Legende im Koptischen. Bonn 1970, S. 27.
- 29) Siehe Anm. 26, S. 38.
- 30) Siehe Anm. 22.
- 31) Abelho Azinhal, Teatro popular português. Vol. I. Braga 1986, S. 123.
- 32) Magnetophonische Aufzeichnungen in der Sammlung Henri Noël; Aufnahme-Vermerk: von Gregor Marchedian, 82, März 1964.
- 33) Siehe Anm. 22. Die Tante, auf welche sich Frau Lywinowa bezogen hat, soll in einem Kloster in Wilna gelebt haben.
- 34) Zitiert nach Jurij Bojko und Erwin Koschmieder, Taras Ševčenko – Sein Leben und sein Werk. Wiesbaden 1965, S. 324/25.
- 35) Alexander Dima, Rumänische Märchen. Leipzig 1944, S. 134.
- 36) Neophytos Edelby, Liturgikon. Recklinghausen 1967, S. 764.
- 37) Bertram Schmitt und Georg Rajewskij, Bemerkungen zur Datierung von Festen. In: Anhang zu „West-östlicher Weg“. Glogau 1929.
- 38) August Vezin, Das Evangelium Jesu Christi. Freiburg 1958, S. 293.
- 39) Aurelio de Santo Otero, Los Evangelios Apocrifos. Colección de textos griegos y latinos, versión crítica, estudios introductorios, comentarios e ilustraciones. Madrid 1963, S. 171.
- 40) Richard Beitzl, Wörterbuch der deutschen Volkskunde. Stuttgart² 1955, S. 145.
- 41) Paul Chantrain, Découverte des sources. Actes et recherches de voyage. s. 1. 1967, S. 179.
- 42) Picu Pătrut, Miniaturi si Poezie. Hrsg. v. Octavian O. Ghibu. Bucureşti 1985, Abbildung 55.
- 43) E. Berselli, Legende etiopiche. Bari 1976. (Maschinschriftl. vervielfältigt.)
- 44) Siehe Anm. 39, S. 171 sowie 270, 312 und 362.
- 45) Text schriftlich als Stenogramm in der Sammlung Noël. Kennziffer 82.
- 46) Nach brieflicher Mitteilung von P. Pedro López Hurtado.
- 47) Siehe Anm. 14.
- 48) W. Staerk, Papyri von Assuan. Aramäische Urkunden zur Geschichte des Judentums im 6. und 5. Jahrhundert v. Chr., und: Alte und neue aramäische Papyri. In: Lietzmanns kleine Texte. Bonn 1907, 1908 und 1912.

- 49) Siehe Anm. 38, S. 297.
- 50) Dietz-Rüdiger Moser, Die Hl. Familie auf der Flucht – Apokryphe Motive in volkstümlichen Legendenliedern. In: Rheinisches Jb. f. Vk. 21, 1971, S. 255 – 328.
- 51) Marie-Louise Tenèze, Le conte populaire Français. Tome Quatrième, Premier volume. Paris 1985, S. 93.
- 52) Nach Codex B, XVII, 2.
- 53) Felix Karlinger, Zum Fortleben von Apokryphen des Neuen Testaments in der Erzähltradition Rumäniens. In: Rumänische Sprache, Literatur und Kunst. Salzburg 1988, S. 19 – 28.
- 54) Jorge Levkopoli, Cuentos de las islas de Grecia. C. de Bolivar 1945, S. 101.
- 55) Xavier Goiri Bordes, [Außentitel] Cuentos populares del País Vasco. Pamplona 1964, Nr. 24.
- 56) Felix Karlinger, Johann Pögl, Märchen aus der Karibik. Köln 1983, S. 85.
- 57) Walter Till, Koptische Heiligen- und Märtyrerlegenden, 1 – 2. (Orientalia christiana analecta. 102/106.) Roma 1936 – 1938, I, S. 71.
- 58) Felix Karlinger, I. Lackner, Romanische Volksbücher. Querschnitte zur Stoffgeschichte und zur Funktion ausgewählter Texte. Darmstadt 1978, S. 159ff.
- 59) Hugo Rahner, Symbole der Kirche. Die Ekklesiologie der Väter. Salzburg 1964, S. 432 und 504.
- 60) Mirjam W. Zidad, Légendes. Privatdruck Roma 1974.
- 61) Carlos Lopes Cardoso, Die „Flucht nach Ägypten“ in der mündlichen portugiesischen Überlieferung. In: Fabula, 1971, S. 199 – 211.
- 62) Felix Karlinger, Auf Märchensuche im Balkan. Köln 1987, S. 29.
- 63) Teodora Voinescu, Radu Zugravu. Bucureşti 1978.
- 64) Corona Fara, Texti sacri popolari orientali. Trieste o.J., S. 29.
- 65) Wilhelm Bousset, Die Himmelsreise der Seele. Fotomechanischer Nachdruck. Darmstadt 1960, S. 58.
- 66) Felix Karlinger, Ein byzantinisches Märchenmotiv in Sardinien. In: Festschrift für F. van der Leyen. München 1963, S. 39.
- 67) Pauline Schullerus, Rumänische Volksmärchen aus dem mittleren Harbachtal. Hermannstadt 1907, S. 47.
- 68) Felix Liebrecht, Märchen aus Cypern. In: Jahrbuch für romanische und englische Literatur, IX, 1869, Nr. 1.
- 69) Z.B. Giuseppe Pitrè, Novelle popolari toscane. I, Roma 1941, Nr. 6.
- 70) Siehe Anm. 14, dort auch reiche Parallel-Belege.
- 71) Athanas Recheis, Engel, Tod und Seelenreise. (= Temi e Testi, 4). Roma 1958.
- 72) Rudolf Kriß, Sammlungen äthiopischer Erzählungen. Unveröffentlicht.
- 73) Siehe Anm. 67, S. 35.
- 74) Mircea Eliade, Das Heilige und das Profane. Vom Wesen des Religiösen. Hamburg 1957, S. 40.

- 75) Max Lüthi, Das europäische Volksmärchen. Form und Wesen. Bern 1981, S. 20.
- 76) Edzard Schaper, Der vierte König. Köln 1961.
- 77) Felix Karlinger, M. A. Espadinha, Märchen aus Mexiko. Köln 1978, S. 145.
- 78) Das Alte Testament, hrsg. von Vinzenz Hamp und Meinrad Stenzel. Aschaffenburg 1966, S. 534ff.
- 79) Felix Karlinger, G. de Freitas, Brasilianische Märchen. Köln 1972, S. 165.
- 80) Heinrich Günter, Psychologie der Legende. Studien zu einer wissenschaftlichen Heiligen-Geschichte. Freiburg 1949, S. 23.
- 81) Übersetzt nach Jacint Verdaguer, Obres Completes. Barcelona 1964, S. 140.
- 82) Alexander Baumgartner, Untersuchungen und Urteile zu den Literaturen verschiedener Völker. Freiburg 1912, S. 224.
- 83) Erzherzog Ludwig Salvator, Märchen aus Mallorca. Würzburg 1896, S. 267.
- 84) Robert Wildhaber besaß den Text der Sage im Original und in deutscher Übersetzung, die er vermutlich selbst hergestellt hat. Sie ist meines Wissens nicht veröffentlicht.
- 85) Alessandro Maragliano, Tradizioni popolari vogheresi. Firenze o.J. [ca. 1963], S. 345.
- 86) Giuseppe Vidossi, Saggi e scritti minori di folklore. Torino 1959.
- 87) Giovanni Alton, Tradizioni ed Anecdotti delle Valle Ladine Orientali. Innsbruck 1881, S. 124.
- 88) D. Fossati, Sortie e leggende di Natale. Salò 1944.
- 89) Felix Karlinger, I. Übleis, Südfranzösische Sagen. Berlin 1974, S. 104.
- 90) Jean-François Bladé, Contes populaires de la Gascogne. Paris 1885, S. 360.
- 91) Ovidiu Bîrlea, Mică enciclopedie e poveștilor românești. București 1976, S. 152.
- 92) Felix Karlinger, B. Mykytiuk, Legendenmärchen aus Europa. Köln 1967, S. 271.
- 93) Max Dvořák, Kunstgeschichte als Geistesgeschichte. In: Studien zur abendländischen Kunstentwicklung, I: Katakombenmalereien. München 1924, S. 17.
- 94) Ildefons Herwegen, Christliche Kunst und Mysterium. Münster 1929, S. 20.
- 95) Mircea Eliade, Im Mittelpunkt – Bruchstücke eines Tagebuches. Wien 1977, S. 155.
- 96) H. B. Oprișan, Teatru fără Scenă. București 1981.
- 97) Siehe auch: Felix Karlinger, Legendenforschung – Aufgaben und Ergebnisse. Darmstadt 1986, S. 9.

